

## II. Buchbesprechungen

### 1. Gesamtdarstellungen

MARIANO DELGADO, VOLKER LEPPIN (HRSG.): *Gott in der Geschichte. Zum Ringen um das Verständnis von Heil und Unheil in der Geschichte des Christentums* (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte, Bd. 18). Fribourg: Academic Press und Stuttgart: Kohlhammer 2013. 495 S. ISBN 978-3-7278-1736-6 (Academic Press). ISBN 978-3-17-023398-0 (Kohlhammer). Geb. € 64,90.

Die Überzeugung, dass Gott in der Geschichte wirkt und handelt, gehört zum Kernbestand des jüdischen und christlichen Glaubens. Gott bleibt nicht bei sich, sondern tritt nach den biblischen Zeugnissen als Schöpfer, Erhalter, Lenker, Richter und Erlöser in Beziehung zur Welt und zum Menschen und somit zur Geschichte. Die Deutung dieses geschichtsmächtigen Handelns Gottes brachte in der Christentumsgeschichte unterschiedliche Geschichtskonzepte hervor, die je nach historischer Situation und philosophisch-theologischer Tradition ausgestaltet wurden und zueinander in Konkurrenz treten konnten. Mit dem postmodernen Postulat vom Ende der Großerzählung erfuhren diese sinnstiftenden Interpretationsmodelle eine grundlegende Infragestellung, die entweder kühn ignoriert oder von Theologie und Kirche produktiv aufgegriffen werden sollte.

Konstruktive Zugänge zu dem komplexen Thema »Gott in der Geschichte« bietet jetzt der von Mariano Delgado und Volker Leppin herausgegebene Sammelband, der aus einem Symposium im Mai 2012 an der Universität Fribourg hervorging. In 23 zum Teil hochspannenden Beiträgen wird ein weiter Bogen von der Hebräischen Bibel bis zu gegenwärtigen Interpretationen gespannt und gefragt, wie Gottes Handeln in der Geschichte verstanden wurde und – angesichts der Katastrophen der jüngsten Zeit – verstanden wird.

Nach einem Vorwort der Herausgeber gliedert sich der stillschweigend interkonfessionell und interdisziplinär ausgelegte Band in sechs Kapitel, von denen fünf (nicht drei! so fälschlich S. 10) an den historischen Epochen orientiert sind. Entsprechend des Forschungsprofils der Herausgeber bilden das Mittelalter (IV.) und die Frühe Neuzeit (V.) mit insgesamt zwölf Aufsätzen den Schwerpunkt des Buches. Ein die recht disparaten Beiträge zusammenführender Überblick hätte als Einführung oder Schlusswort der Herausgeber die unterschiedlichen Ansätze miteinander ins Gespräch bringen dürfen. Stattdessen bleiben die Aufsätze nun leider unverbunden nebeneinander stehen. Der instruktive, systematisch-theologisch ausgerichtete Einführungsbeitrag (I.) von Thomas Ebner zu »Gott in der Geschichte. Probleme und Aufgaben der Theologie im säkularen Zeitalter« führt zwar in die Problematik ein, kann aber die gewünschte zusammenführende Verdichtung nicht leisten.

Es folgen Beiträge zu »Bibel und Judentum« (II.) von Adrian Schenker, Manuel Vogel und Gabrielle Oberhänsli-Widmer. Während Schenker die These vertritt, dass der Gott Israels »mit anderen Gottheiten in den Ereignissen der Welt« handle (27) und somit die Frage nach dem göttlichen Wirken in Welt und Geschichte auf die Monotheismus-Polytheismus-Diskussion lenkt, untersucht Vogel die »Auferweckung Jesu als Handeln

Gottes in der Geschichte« erhellend im Horizont von »Leiblichkeit«, »Schriftbezug« und »Narrativität« (37). Oberhänsli-Widmer arbeitet anhand von »rabbinischen Gottesbildern« deren Relevanz als Kontrapunkt zur Realgeschichte (der »Nacht des Exils«, S. 57) heraus.

Der historische Bogen wird sodann in die »Antike« (III.) gespannt und bietet mit vier überaus lesenswerten und kurzweiligen Beiträgen geschichtstheologische Grundorientierungen anhand von Theologen und ihren Werken. Katharina Greschat untersucht das Geschichtsverständnis bei Irenäus von Lyon, das auf der Abgrenzung zur gnostischen Schriftinterpretation und in der Bezeugung der »regula fidei« beruht und im Rahmen einer expliziten Adam-Christus-Typologie entfaltet wird. Martin Wallraff widmet sich Eusebius von Caesarea und dessen Konstantin-Bild, Christof Müller analysiert »Geschichten und Geschichte bei Augustinus von Hippo« und Gregor Emmenegger thematisiert die Taufe Chlodwigs als Gründungsmythos des Frankenreichs und rekonstruiert aus den Quellen die Typologisierung Chlodwigs als neuen Konstantin.

Das fünf Beiträge enthaltende Kapitel zum »Mittelalter« (IV.) wird durch einen den Leser grundsätzlich orientierenden Aufsatz von Hans-Werner Goetz zum Thema »Gottes Geschichtshandeln in der früh- und hochmittelalterlichen Vorstellungswelt« eingeleitet. Die hier vorgenommene Entfaltung der traditionsreichen Gliederungsschemata in »Drei-Zeiten-Lehre« (Hugo von St. Viktor, Joachim von Fiore), »Sechs-Weltalter-Lehre« (Augustin, Isidor von Sevilla, Beda Venerabilis) und »Vier-Weltreiche-Lehre« (Daniel, Otto von Freising, Rupert von Deutz) erweist sich für das Verständnis der weiteren Beiträge als überaus konstruktiv. Julia Eva Wannenmacher geht in ihrem Beitrag »Auf der Suche nach dem Millennium« von Joachim von Fiore aus, indem sie einen epochenübergreifenden thematischen Querschnitt bietet, der beim »Dritten Reich« (der Nationalsozialisten) endet. Zur historischen Epoche des Mittelalters und dessen Denkhorizonten führt Wolf-Friedrich Schäufele wieder zurück, welcher dem »Verfallsgedanke[n] in mittelalterlichen religiösen Bewegungen« bis zur Reformation des 16. Jahrhunderts nachgeht. Volker Leppin zeichnet sodann anhand der kirchenpolitischen Publizistik des frühen 14. Jahrhunderts (Dante Alighieri, Marsilius von Padua, Lupold von Bebenburg, Wilhelm von Ockham) den Prozess der wachsenden Freiheit menschlichen Handelns nach. Schließlich reflektiert Hans-Joachim Schmidt die Frage, ob Gott im Hundertjährigen Krieg zwischen Franzosen und Engländern Partei ergreifen sollte, anhand der Geschichte von Jeanne d'Arc.

Das Kapitel zur »Frühen Neuzeit« (V.) enthält Beiträge von Volker Reinhardt zu »Machiavellis Gott«, von Anselm Schubert zur »Reformation als Werk Gottes in der lutherischen Historiographie des 16. und 17. Jahrhunderts« und von Michael Sievernich zum »Selbstverständnis des Ignatius von Loyola«. Ein eigener Beitrag zu Luthers Interpretation vom Handeln Gottes in der Geschichte fehlt bedauerlicherweise. In den folgenden Beiträgen wird der thematische Horizont um die Verbindung von Geschichtsdeutung und Nationenwerdung erweitert. Mariano Delgado analysiert »Typologien einer vorsehungstheologischen Deutung der spanischen Geschichte«, die auf dem Boden der biblischen Matrix »Erwählung – Gericht – Bund – Translatio Imperii« (289) entwickelt wurden und zum Selbstbewusstsein Spaniens als katholischer Nation beitrugen. Thomas Lau diskutiert »Nationendiskurs und Providentialismus im England des späten 16. Jahrhunderts« und Georg Schmidt widmet sich unter dem Titel »Der ›Leu aus Mitternacht‹« politischen und religiösen Deutungen König Gustavs II. Adolf von Schweden während des Dreißigjährigen Krieges. Den einzig explizit die Zeit der Aufklärung in den Blick nehmenden Beitrag bietet Martin Keßler, der auf über 50 Seiten (!) dem »Erdbeben von Lissabon und d[er] Frage nach Gottes Providenz in der

Aufklärungstheologie« nachgeht. Dieser hinterfragt zurecht die in der Forschung verbreitete These von einer doppelten Erschütterung der Welt und der fortschrittsoptimistischen Weltsicht durch das Erdbeben von 1755, analysiert die klassischen Belegstellen bei Voltaire und Goethe und kontrastiert diese mit dem optimistischen Vorsehungsglauben bei Lessing und Herder.

Das abschließende Kapitel »Moderne« (VI.) enthält drei Beiträge. Jean-Claude Wolf widmet sich »Hegels Deutung von Gottes Trinität«, wodurch auch das frühe 19. Jahrhundert mit in den Blick genommen wird. Die zwei letzten Beiträge greifen den systematisch-theologischen Zugang vom Anfang wieder auf, bieten aber unterschiedliche Antworten. Während Ulrich Engel anhand von »Auschwitz in der modernen Theologie« der grundsätzlichen Frage nachgeht »Spricht Gott noch zu seinem Volk?«, die er »nur über den (Um-)Weg des theologisch-reflektierten Sprechens heute« (457) beantwortet wissen will, problematisiert Wolfgang Palaver »säkulare und religiöse Deutungen aktueller Katastrophen« anhand gegenwärtiger apokalyptischer Deutungsmuster. Statt den Menschen als Marionette Gottes zu verstehen, schließt er sich biblischen Bildern wie dem »wehrlosen Lamm« als Ausdruck für »Gottes Wirken in der Welt« (473) an und sieht Gottes Handeln durch hoffnungsvoll lebende, die Gerechtigkeit liebende Menschen realisiert.

Auch wenn die letzten Beiträge Fragen offen lassen, erfüllt der Band, der durch ein hilfreiches Bibelstellen- und Personenregister abgeschlossen wird, seine Funktion: Er regt vorzüglich zum Nachdenken und Weiterforschen über die Frage nach Gottes Wirken in der Geschichte an.

*Christopher Spehr*

MARKUS FRIEDRICH: Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte. München: Oldenbourg 2013. 320 S. m. Abb. ISBN 978-3-486-74595-5. Geb. € 39,80.

Aus dem Blickwinkel des Frühneuzeitlers hat der Historiker Markus Friedrich, Professor für Europäische Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Hamburg, eine ebenso kenntnis- wie materialreiche Archivgeschichte als Teil der Geschichte der europäischen Wissenskultur vorgelegt. Das Archiv in der Vormoderne vom 16. bis zum 18. Jahrhundert wird darin als fester Bestandteil des öffentlichen Lebens und als »Wissensort« aufgefasst – ganz im Gegensatz zur klassisch-archivarischen Perspektive, die gern die Abgeschlossenheit und den Herrschaftscharakter der Archive vor deren Öffnung in der französischen Revolution hervorhebt. Der Autor kann sich auf eigene Besuche in öffentlichen Archiven des Staates und in kleinen wie großen Stadtarchiven in Italien, Deutschland und Frankreich beziehen und begegnet ihnen und ihrem Personal mit großer Sympathie und als Benutzer stets mit großen Erwartungen an das »überraschend Unbekannte« bestellter Archivalien. Die überwiegende Zahl detailreicher zeitgenössischer Schilderungen der Verhältnisse in den frühneuzeitlichen Archiven sind aus archivhistorischen Publikationen und Quellenfunden sorgfältig zusammengestellt, die in dieser Fülle und geographischen Streuung nur selten überblickt werden und hier durch Unterstützung mehrerer Förderer, u. a. des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte (Berlin), zusammengetragen werden konnten. Das Buch soll ausdrücklich auch die alternativen Zugänge zum Archiv und die Nutzer des Archivs (»vom Minister über den Archivar zum Dieb«) in den Vordergrund stellen und somit die Bedeutung des archivierten Wissens für den Alltag herausarbeiten.

Das Kapitel vom »Füllen von Archiven« nimmt die mittelalterliche Vorgeschichte der Archive vor dem Beginn des Aktenzeitalters in den Blick und stellt schon hier ein stetes Anwachsen der Schriftlichkeit und Überlieferungsbildung als Teil der Herrschaftsbildung und der Absicherung von Machtansprüchen fest. Die Gründung und Unterhaltung von Archiven als Tresor, Chambre, Gewölbe, Archivkisten bis hin zu den komplexen Archivgebilden der Frühen Neuzeit, die aus mehreren Archivbeständen gebildet wurden, thematisiert das folgende Kapitel. Die Darstellung der Genese des neuzeitlichen Archivs mit seinen klassischen rechtssichernden Überlieferungen an Urkunden, Akten und Amtsbüchern aus Verwaltungshandeln folgt dabei durchaus nicht den Darstellungen der Archivlehrbücher wie z. B. der Archivkunde von Brenneke und Leesch (1. Aufl. 1953). Vielmehr nimmt der Autor etwa im Folgekapitel über Archive im Denken der Frühen Neuzeit die zeitgenössische Archivgeschichte und Archivtheorie etwa des frühen Theoretikers Jacob von Ramingen (1571) zum Ausgangspunkt. Es folgten im 16. und 17. Jahrhundert weitere archivtheoretische Werke, in denen Ordnungsprinzipien, Archivverwaltung, Archivrecht sowie die Anfänge der Diplomatik thematisiert wurden. Zwei weitere Kapitel gehen näher und wieder mit vielen wirklich unbekanntem Details auf die Archivare und auf die Räumlichkeiten der Archive ein. Das vielbeschworene Bild des in der öffentlichen Meinung nicht genug geschätzten Papierhüters wird hier ebenso bemüht und belegt wie die Fiktion des vollständig geordneten und dabei aber vielfach auch transportierten, reisenden Archivgutes. Die letzten beiden Kapitel befassen sich mit dem Nutzen der Archive als Rechte sichernde Wissensspeicher und in ihrer Funktion als Herrschaftssymbolik sowie mit deren Bedeutung für die Geschichtsschreibung schon vor dem Historismus.

Im Ergebnis kann das Buch festhalten, dass die heutigen europäischen Archive eine lange Tradition besitzen, die in die Frühe Neuzeit zurückreicht. Dass das moderne Archivwesen sogar viel mehr mit den »systemrelevanten« Archiven der Zeit vor dem Historismus und vor den Historikerarchivaren zu tun hat, dürfte dem Leser ebenfalls noch einmal sehr deutlich werden.

*Hartwig Walberg*

ULRICH VAN DER HEYDEN, ANDREAS FELDTKELLER (HRSG.): Missionsgeschichte als Geschichte der Globalisierung von Wissen (Missionsgeschichtliches Archiv, Bd. 19). Stuttgart: Franz Steiner 2012. 456 S. ISBN 978-3-515-10196-7. Kart. € 66,00.

Die Missionsgeschichte hat sich gemauert: Was bis vor zwei Jahrzehnten fast ausschließlich innerhalb der Ordensgeschichte und in einem Kapitel der Kirchengeschichte abgehandelt wurde, wird mittlerweile unter neuen methodischen Ansätzen im Rahmen der Globalgeschichte, der Geschichte interkultureller Begegnungen und der außer-europäischen Christentumsgeschichte analysiert. Wie diese methodischen Ansätze aussehen können, zeigt der zu besprechende Sammelband auf eindrucksvolle Weise, der auf die 2010 in Berlin abgehaltene Tagung »Missionsgeschichte als Globalgeschichte« zurückgeht. Es wird oft gefordert, den Blick auf indigene Akteure zu lenken und von der Denkfigur der Expansion abzurücken – der Band löst dies anhand zahlreicher Fallstudien überzeugend ein.

Exemplarisch seien fünf Beiträge hervorgehoben, die das methodische Potenzial des Bandes hinsichtlich des Wissenstransfers abstecken: Rebekka Habermas analysiert die politischen Dynamiken der Wissensproduktion durch Missionare anhand des Kolonialskandals von Atakpame (1906, Togo). Im Anschluss daran können Jürgen G. Nagels Er-

läuterungen zu drei deutschen protestantischen Missionsgesellschaften um 1900 in Afrika und Südasien gesehen werden, in denen der Typus des Missionars als Wissenschaftler (233f.) charakterisiert wird. Ihr Wissenschaftsbegriff werde vor allem dadurch geprägt, dass es sich bei den Missionaren um Bildungsaufsteiger und »Amateur-Forscher« handle. Der so gewonnene Wissensbegriff kann durch Helge Wendts Ausführungen zum »lokalen« Wissen der Missionare und der »globalen« Strategie einer Kirchenorganisation (439) sowie Martin Tamckes Beitrag zur deutschen Kurdenmission in Mahabad durch das Aufzeigen transkultureller Wissensbestände (399) weiter ausdifferenziert werden. Zur Dynamisierung des Wissensbegriffs trägt insbesondere Dotsé Yigbes Studie bei, in welcher Übersetzungsprozesse – hier zwischen dem Deutschen und der Ewe-Sprache – als »intermediale Rückmeldung« (449) verstanden werden.

Was damit methodisch gewonnen ist, wird insbesondere dann ersichtlich, wenn man zwei Beiträge dagegenhält, die völlig aus dem Rahmen fallen. Sundaramoorthy Mohanavelu nutzt das ihm gebotene Forum für einen recht unverblühten Aufruf auf der Suche nach einer Partnerinstitution für einen Drittmittelantrag zur tamilischen Medizingeschichte; Marthie Momberg verliert sich, da ohne sichtbare Fallstudie, in ziselierten Erörterungen zu einer interkulturellen Hermeneutik. Dieselbe Spannbreite ist bei der Quellenkritik erkennbar. Alexandra Przyrembel dekonstruiert umsichtig den »Missionar als Helden« (313) und erläutert überzeugend Aussagemöglichkeiten der Publizistik der Missionsgesellschaften im 19. Jahrhundert; Klaus Koschorke medienhistorische Analysen zur »Missionspresse« setzen sogar schon im 16. Jahrhundert an (198). Dagegen übernimmt Gunther Pakendorf unkritisch den Duktus legitimierender, apologetischer und werbender Eigengeschichten von Missionsgesellschaften; Teotónio R. de Souza verzichtet bei seinen Ausführungen zu den indischen Jesuitenmissionen überraschenderweise auf die maßgeblichen Forschungen und Editionen von Ines G. Zupanov und Josef Wicki (»Documenta Indica«).

Besonders erfreulich ist, dass sich die Thematik der Globalisierung nicht in den Themen und Quellen erschöpft, sondern auch bei den Autorinnen und Autoren selbst widerspiegelt, die auf vier Kontinenten tätig sind (Elfenbeinküste, Deutschland, Indien, Togo, Südafrika, Tansania, Slowakei, USA, Simbabwe, Portugal und Großbritannien). Die thematische und personelle Vielfalt war wohl nur schwer zu bändigen. Nur so ist zu erklären, dass anstelle einer Sektioneneinteilung die 34 Beiträge nach der alphabetischen Reihenfolge der Autorennachnamen geordnet wurden. Wer sich für Akteure des Globalisierungsprozesses im Missionskontext interessiert, wird den Band mit Gewinn lesen – nicht nur als Steinbruch für Detailinformationen, sondern auch als Panorama, wie methodische Großentwürfe der Globalgeschichte lohnend im Einzelfall umgesetzt werden können.

*Fabian Fechner*

ISRAEL JACOB YUVAL, RAM BEN-SHALOM (ED.): Conflict and Religious Conversation in Latin Christendom (Cultural Encounters in Late Antiquity and the Middle Ages, Vol. 17). Turnhout, Belgium: Brepols Publishers 2014. vii, 316 S. ISBN 978-2-503-53514-2. Geb. € 80,00.

Diese englischsprachige Festschrift für die israelische Historikerin Ora Limor berührt in geografischer Hinsicht das römische und das mittelalterliche deutsche Reich sowie Spanien, Sizilien, Italien und Amsterdam; der zeitliche Rahmen reicht von der Antike bis ins 17. Jahrhundert. Anders als die Mehrzahl der zwölf Beiträge, die Texte als Unter-

suchungsgegenstand haben, befassen sich zwei Aufsätze mit Bildquellen und ikonografischen Fragen. Im ersten Beitrag gehen die Herausgeber, den Titel der Festschrift aufgreifend, auf der Basis jüdischer und christlicher Texte der Bedeutung von Kontroversen und interreligiösen Begegnungen für die Identitätsbildung nach. Humor als Mittel von Polemik habe dabei Distanz erzeugt und gerade in nicht-pluralistischen Gesellschaften als Gegenmittel zur Angst gewirkt. Paula Frederiksen (23–53) untersucht (in einem bereits andernorts publizierten Beitrag) soziale und rechtliche Auswirkungen antijüdischer Traditionen von der römischen Antike bis ins Westgotenreich. Diese seien für das Weströmische Reich orts- und personenabhängig eingetreten, für das Reich der Westgoten jedoch mangels Quellen nicht greifbar. Miri Rubin (55–86) befasst sich mit Darstellungen des Ecclesia-und-Synagoge-Paares unter dem Kreuz. Sie macht einen im 15. Jahrhundert vollendeten Wandel zur bildlichen Abwertung oder sogar Ausgrenzung der Synagoge bzw. des Judentums aus und bestätigt so die Tendenz der schriftlichen Quellen. Benjamin Z. Kedar (87–97) geht in einem kleineren Beitrag einem in der Forschungsliteratur tradierten Fehlurteil zum Selbstverständnis des während des Ersten Kreuzzugs gegen die Juden aktiven Adligen Emicho von Flonheim nach. Harvey J. Hames (99–114) fragt nach dem schon vielfach untersuchten Realitätsgehalt der Konversionserzählung des Prämonstratensers Hermannus *quondam Judaeus* und überzeugt mit der Deutung, dass der Bericht auch vor dem Hintergrund der Ordenskonkurrenz des 12. Jahrhunderts zu verstehen sei, denn er lege das religiöse Potenzial des neuen Ordens im Sinne der nicht nur einem einzelnen jungen Juden, sondern allen Menschen möglichen Umkehr (*conversio*) dar. Die historisch-theologische Bedeutung Mohammeds und des Islams bei dem »großen Geist« Joachim von Fiore († 1202) wird von Alexander Patschovsky (115–131) so beschrieben, dass der Islam als von Gott gesandte Plage gilt und die Sarazenen Anteil am göttlichen Heilsplan haben – eine für das christliche Mittelalter absolut ungewöhnliche Haltung. Sarit-Shalev Eyni (133–165) befasst sich mit einer synagogalen Dichtung (Pijjut) des 11. Jahrhunderts, die im 15. Jahrhundert vielleicht in Mainz illustriert wurde. Vor allem die Darstellungen des weiblichen Körpers zeigen Spuren eines »tiefgehenden Dialogs« des Illustrators mit christlich-ikonografischen Traditionen. Die Erzählungen zu Glaubensdisputationen in der Sammlung ›Shevet Jehuda‹ des 1492 aus Spanien vertriebenen und später möglicherweise zwangsgetauften Salomon ibn Verga († 1554) untersucht Jeremy Cohen (167–190). Er bescheinigt Salomon das Streben nach einer »post-polemischen Ära«, von Vernunft, Praktikabilität und Rücksichtnahme geprägt. Nadia Zeldes (191–220) legt das dialektische Verhältnis sizilianischer Humanisten zur hebräischen Sprache und Religion dar. Da viele dieser Gelehrten dem Dominikanerorden angehörten, war ihr Interesse nicht nur intellektuell-historischer Art, sondern konnte auch in Zwangspredigten und Buchzensur münden. Ram Ben-Shalom (221–252) ediert und untersucht einen im späten 15. Jahrhundert in Bologna entstandenen hebräischen Traktat, der sich mit der Entstehung des christlichen Glaubens, seiner Riten und Feste befasst; auch der Islam kommt zur Sprache. Quellen des Autors sind neben der hebräischen Literatur u. a. Bibel, Legenda aurea und Predigtliteratur, Flavius Josephus und andere historiografische Werke sowie eigene Beobachtungen und Forschungen in seiner christlichen Umwelt. Auf Grundlage der eigenen Konvertiten-Biografie forderte der Gelehrte Alfonso von Cartagena, seit 1435 Bischof von Burgos, in dem in den 1440er-Jahren verfassten ›Defensorium unitatis Christianae, conversos in die spanische Gesellschaft und das Christentum zu integrieren. Dabei verwies er auch auf die jüdische Herkunft Christi und Mariens (Stuczynski, 253–275). In das calvinistisch geprägte Amsterdam des frühen 17. Jahrhunderts führt schließlich der Beitrag von Yosef Kaplan (277–303). In welchem

Maße dort den zugewanderten sefardischen Juden Gewissens- und Religionsfreiheit zustünde und wie rechtliche Rahmenbedingungen zu formulieren seien, diese Fragen wurden zwischen den religiösen und weltlichen Autoritäten der Stadt unter Beteiligung von Hugo Grotius durchaus kontrovers diskutiert. In dieser Lage, aber auch im Bewusstsein ungewöhnlicher Freiheiten waren die jüdischen Gemeindevorsteher nachdrücklich darum bemüht, das Verhalten der Juden so zu reglementieren, dass sie möglichst nicht die Kritik calvinistischer Theologen auf sich zogen.

Das generell zuverlässige Personen-, Ortsnamen- und Sachregister des Bandes wird man dankbar zur Kenntnis nehmen. Ausdauer ist jedoch erforderlich, denn Namen christlicher Autoren sind teils unter ›de‹ (de Beauvais, Vincent), teils unter ihrem Vornamen (Bernard of Clairvaux) und manchmal ihrem Beinamen (Chrysostom, John) verzeichnet; Werktitel sind nicht immer korrekt: *De Cameron* (statt *Decamerone*), *The People Crusades* (statt *The Peoples' Crusade*). Was macht nun diesen Sammelband lesenswert? Es wird darin nicht nur die christliche Adversus-Judeos-Literatur nacherzählt, sondern auch die jüdische Perspektive – einschließlich zahlreicher Elemente textlichen, gedanklichen und bildlichen Kulturtransfers aus dem Christentum – behandelt, sodass Juden als Handelnde, nicht nur als Objekte christlicher Invektiven erscheinen. Auch die intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Islam spielt eine Rolle. Die teilweise unerwartet pragmatischen Positionen mittelalterlicher Autoren zu interreligiöser Polemik, zur Akzeptanz von Andersgläubigen und zur Frage religiöser Identität sind auch und gerade im Jahr 2015 von offenkundiger Aktualität.

*Christine Magin*

PETER KLASVOGT, BURKHARD NEUMANN (HRSG.): Reform oder Reformation? Kirchen in der Pflicht. Paderborn: Bonifatius und Evang. Verlagsanstalt 2014. 226 S. ISBN 978-3-89710-554-6. Kart. € 22,90.

Drei Jahre vor der 500-Jahr-Feier des Reformationsjubiläums erschien im Bonifatius-Verlag und der Evangelischen Verlagsanstalt der Bericht einer hochrangig besetzten Internationalen Tagung aus dem Sommer 2012 in der Katholischen Akademie Schwerte zum Thema »Ecclesia in Verbo – Zwischen Reform und Reformation«. Der Kongress brachte Teilnehmer aus Forschung und Kirche ins Gespräch über den für die Reformation und die kulturelle Entwicklung der Moderne zentralen Begriff des »Wortes«. Diese Besinnung auf das Wort Gottes am Ausgang des Mittelalters war für die Reformation und die kirchlichen Reformbewegungen zentral und prägte die kulturelle und gesellschaftliche Entwicklung nicht nur in Deutschland.

Die Tagung versuchte im Dialog jeweiliger »Wort«-theologien auf katholischer und evangelischer Seite, den Boden für das zu legen, was Kardinal Kurt Koch in seiner Abschlussmeditation in Bezug auf die Rublev-Ikone als einen Prozess des Werdens versöhnter Verschiedenheit, vergleichbar einer Ikone der Trinität, für die Kirchen bezeichnet. Darauf läuft auch der Beitrag von Johannes Schlageter OFM hinaus, der interessant auf die Unterschiede zwischen franziskanischer und lutherischer Reform bzw. Reformation verweist und so etwas wie das Motto des Bandes liefert, wenn er reflektiert, dass vielleicht aus ökumenischer Sicht »eine neue gemeinsame Orientierung am Evangelium Gottes in Jesus Christus nahe gelegt [scheint], die nicht allein theologisch, sondern auch lebenspraktisch vollzogen wird« (65).

So bringen die Beiträge von Schlageter, Becker, Kaufmann, Hennecke, Kardinal Koch, Großhans, Bischof Younan, Thönissen, Stapel OFM, Wolfgang Thierse und Henz in

äußerst anregender Weise einerseits theologische, andererseits sehr praxeologische Aspekte des Themas zum Ausdruck.

Im Rückgriff auf die Reformbewegungen der Kirche und die Würdigung aktueller Reformprozesse werden Perspektiven eröffnet, »die beständig über den unmittelbaren kirchlichen Raum hinaus in die Gesellschaft hineinwirken«. So greift Hans-Peter Großhans in seinem Beitrag die ökumenisch-universale Dimension des »Sola Scriptura« auf und verweist darauf, wie das Wort über den engen Kirchenraum hinaus in die Gesellschaft wirkt. »Denn letztlich geht es bei allen Formen der Reform um die Realisierung von Organisationsformen (von Gemeinde), in der ein Höchstmaß an Beteiligung in der Verantwortung aller Glaubenden für das Leben, die Aufgabe und die Mission der Kirche möglich ist« (138). Dieser lebenspraktische Blick auf die Themenstellung macht das Buch an den verschiedensten Stellen spannend. Thomas Kaufmann trägt dazu mit seinen erinnerungskulturellen, ablassgeschichtlichen, territorialpolitischen, medienhistorischen und biographisch-theologiegeschichtlichen Analysen anregende Einsichten bei, die verdeutlichen, wie alles, »was Luther 1517 wusste, dachte und war, [sich] der lateineuropäischen Kirche, in der er aufgewachsen war, die er liebte, die seine Welt war, die zu retten er antrat [verdankte]« (39). Kaufmanns Schlussgedanke, dass er »keine Alternative zu einem geschwisterlich-partnerschaftlichen Verhältnis zwischen den sich ihrer historisch gewachsenen Differenzen bewussten Kirchen [...] sieht« (41), verweist schon auf das oben angeführte Votum von Kardinal Koch hin, der von einer »versöhnten Verschiedenheit« für die Ökumene (222) spricht. Koch ist es auch, der diesem Band einen wichtigen Beitrag zur theologischen Grundierung des Themas aus der Perspektive des II. Vatikanums (71) liefert.

Das Tun von Wort und Wahrheit betont auch Bischof Younan (LWB). Die Umsetzung von Lehre in gelebte Praxis zeigt er an Quäkern, Gandhi, Martin Luther-King und Eduard Saïd. Das ist für ihn die Umwandlung der Gesellschaft durch die Kraft des Gotteswortes (166). Auf dieser Ebene kommt es für ihn zum Dialog auch mit den anderen abrahamitischen Religionen (167).

Von einem »ekklesiogenetischen Code« spricht Christian Henneke (179), wenn er den Leser in die Erfahrungen des Bibelteilens und der daraus erwachsenden Communitio einführt. D.h. zu lernen, wie »unser Christsein aus dem Hinhören auf Gottes Wort zu gestalten ist«. Denn »die Prozesse lokaler Kirchenentwicklung werden nicht darauf abzielen, immer neue Gruppen zu gründen; vielmehr liegt ihnen die Idee zugrunde, miteinander eine Basis an Spiritualität in unseren Gemeinden zu entwickeln« (193). Hier bringt das Lebenszeugnis von Frei Hans Stapel (OFM) ein sehr klares Beispiel solcher Spiritualität. Er bündelt seine Lebenserfahrung aus dem Tun des Wortes mit einer unglaublichen Dynamik, die den Leser angesichts der Wunder in unserer Zeit oft staunend innehalten lässt. Stapel fordert auf, sich auf die Wirksamkeit des Wortes Gottes in unserem Leben zu verlassen.

Insgesamt wird den Lesern in diesem Band eine große Vielfalt an Reflexion über einen der Kernbegriffe reformatorischer Theologie angeboten. In lebendiger Weise führt der Band nicht nur in theologische Aspekte des Sola-Scriptura-Diskurses ein, sondern auch in seine lebenspraktischen Aspekte.

*Gert Ruppell*



FRANZ FELTEN, HARALD MÜLLER, HEIDRUN OCHS (HRSG.): Landschaft(en) (Geschichtliche Landeskunde, Bd. 68). Stuttgart: Franz Steiner 2012. 405 S. m. Abb. ISBN 978-3-515-08760-5. Geb. € 59,00.

Der vorliegende Sammelband dokumentiert zwar die Beiträge zweier wissenschaftlicher Tagungen, die bereits 2008 und 2004 stattgefunden haben. Die Konzeption des Bandes und die Erträge beider Symposien sind es aber uneingeschränkt wert, auch noch mit einiger zeitlicher Verzögerung der Besprechung gewürdigt zu werden. Zum einen besitzt die Reflexion räumlicher Bezugsgrößen und ihrer Begrifflichkeiten für die landesgeschichtliche Forschung selbst nach wie vor uneingeschränkte Bedeutung, zum anderen stellt die interdisziplinäre Verständigung über Raum als Untersuchungsobjekt weiterhin eine spannende und lohnende Herausforderung dar. In seltener Stringenz und Klarheit leistet der hier zu rezensierende Band einen gewichtigen Beitrag zur Bewältigung dieser Aufgaben. Im ersten Teil sind zehn Beiträge einer Mainzer Tagung zu Raumkonzeptionen im interdisziplinären Austausch versammelt, die historische (Joachim Schneider, Reinhard Friedrich, Franz J. Felten), historiographische (Johannes Helmuth), soziologische (Detlev Ipsen), geographische (Thorsten Pohlert und Wolfgang Wilcke), kulturalanthropologische (Michael Simon), archäologische (Rainer Schreg), kunst- (Ute Engel) und sprachgeschichtliche (Albrecht Greule) Perspektiven auf ›den‹ Raum einnehmen.

Die Genese des Forschungsbegriffs beleuchtet eingangs Joachim Schneider in einem instruktiven Durchgang durch das zurückliegende Jahrhundert – ein Überblick, der auch deswegen lesenswert ist, weil der um 1900 in der Geschichtswissenschaft innovative, später ideologisch kontaminierte Landschaftsbegriff trotz der anhaltenden Konjunktur des *spatial turn* sehr viel seltener thematisiert wird als der abstrakte und auf der Mikroebene erprobte Raum-Begriff bzw. die stärker strukturgeschichtlich akzentuierte ›Region‹. Der zugrundeliegende Trend scheint allgemein zu sein: Auch der analytische Blick des Soziologen Detlev Ipsen auf ›Landschaft‹ korrespondiert mit deren – von ihm ausdrücklich bedauerter – Zersetzung bzw. mit der »Verflüssigung« von bislang gängigen Differenzierungen. Dementsprechend sieht er die »großen Panoramen als Sehweise von Landschaft« zugunsten von komplexen »Raummodule[n]« in Auflösung begriffen (25), erhofft sich aber gerade vom demographischen Wandel in den »Entleerungsräumen« die Stärkung oder Wiedergeburt des Panoramas, den »weite[n] Blick, die große Geste« (37).

So sehr sich im Einzelnen deren disziplinäre Begrifflichkeiten unterschieden und unterscheiden: Die Berührungspunkte zwischen Geographie und Geschichte beschränken sich nicht nur auf die Übernahme des beim Kulturgeographen Friedrich Ratzel geläufigen Landschaftsbegriffs durch den Historiker Karl Lamprecht am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Auch die Geographie erlebte im Zuge der 68er-Kritik zeitweise Ächtung und die Verabschiedung des Begriffs; und auch in der Physischen Geographie dominiert seither – ähnlich wie in der Geschichtswissenschaft – eine Betrachtung von Landschaft »als Synonym von Raum oder Region hinsichtlich ihrer funktionalen Eigenschaften« (44). Einem handlungsbezogenen Landschaftsbegriff im Anschluss an Ina-Maria Greverus sieht sich demgegenüber Michael Simon verpflichtet. Gerade in der von ihm vertretenen Volkskunde gewann seit den 1970er-Jahren die Vorstellung vom Raum als kulturellem Konstrukt die Oberhand. Dieser Konstruktionsleistung nachzugehen bedeutet(e) für die Kulturalanthropologie – nicht zuletzt in empirischen Studien –, den Fokus von der Landschaft auf das Landschaftsbewusstsein zu verschieben auf die »subjektive [...] Wahrnehmung von Landschaft«, auf die »Auseinandersetzung mit ihrer identitätsstiftenden Bedeutung, ihrer symbolischen und ideologischen Instrumen-

talisierung« und auf die »Frage nach den Auswirkungen gängiger Konzeptualisierungen von Landschaft auf das alltägliche Reden« (62) – zweifellos ein Ansatz, der mit den Methoden und Erkenntnisinteressen der Landesgeschichte ohne weiteres vereinbar ist. Entsprechenden Fragestellungen nachzugehen scheint dagegen auf den ersten Blick für die Archäologie aufgrund der spezifischen Überlieferungssituation kaum möglich. Rainer Schreg plädiert jedoch dafür, mit den Methoden der Umweltarchäologie über die Landschaftsarchäologie hinauszugehen und »Aspekte der Landschaftswahrnehmung« zu erschließen, indem »Prozesse des Wandels« gegenüber einer eher statischen Sichtweise stärker berücksichtigt werden. Als Beispiele nennt er »Umstrukturierungen des Siedlungsbildes, wie de[n] Prozess der Dorfgenese, die Entstehung der Adelsburg, die Urbanisierung oder de[n] Bedeutungsverlust der großen Klöster in der Neuzeit, aber auch Bodenbildungs- oder Erosionsprozesse, Veränderungen im Artenspektrum sowie de[n] Klimawandel« (84).

Auch der Kunsthistorikerin Ute Engel liegt daran, im Anschluss an ihre überaus konzise Skizze von Kunstgeographie und Kunstlandschaftsforschung, »Perspektiven für eine aktualisierte Kunstlandschaftsforschung auf[zu]zeigen« (87). Ihre Dekonstruktion der »spezifischen Kunstlandschaft mit konstanten Merkmalen« (114) kann nach den identischen Trends in den anderen Disziplinen nicht mehr überraschen. Im Anschluss an das Konzept von der Kunstlandschaft als »Palimpsest« (Corboz / Gamboni) wirbt sie für einen »idiographischen Ansatz«, also für die Detailuntersuchung des Einzelfalls mit seinen kunsthistorischen »Ablagerungen« und »Überschreibungen« durch die jeweils im Raum arbeitenden Künstler. Aus Sicht der Landesgeschichte lässt sich dies als Votum für einen mikrohistorischen Zugriff zu Raum und Region lesen und begrüßen. Sekundiert wird die Dekonstruktion von Landschaftsvorstellungen schließlich auch vom Sprachwissenschaftler Albrecht Greule. Denn nach der in Sprachgeschichte, -geographie und Onomastik herrschenden Nominationstheorie gilt, dass »eine Landschaft erst durch den sprachlichen Zugriff des Menschen, durch die Nomination, zu einer identifizierbaren [...] Größe« wird (126): »Keine Landschaft ohne Namen« (116). Insofern lässt sich auch die Rede deutscher Humanisten von *natio*, *regio* oder *terra* – beleuchtet werden von Johannes Helmrath insbesondere Konrad Celtis und Erasmus Stella – als aktive Sprachpolitik deuten, bei der es darum ging, »Landschaft als historischen Bedeutungsträger und als gelehrt-patriotisches Konstrukt, mithin als Identifikationsobjekt von regionaler Identität«, überhaupt erst zu schaffen (154).

Den »Praxistest« auf die Verwendung von »Landschafts«-Komposita in geschichtswissenschaftlichen Interpretationen unternehmen schließlich Beiträge zur Burgenlandschaft im Rheinland und zu Klosterlandschaften. Am Beispiel dreier Regionen mit unterschiedlichen Landschaftsformen entlang des Rheins kann Reinhard Friedrich zwar Ansatzpunkte für eine wissenschaftliche Definition von »Burgenlandschaft« entwickeln, gleichzeitig betont er aber auch die Problematik der Begrifflichkeit (142). Der Aufsatz von Franz J. Felten über Klosterlandschaften bildet dann gewissermaßen auch das Scharnier zur nachfolgenden Dokumentation des Alzeyer Kolloquiums über Frauenklosterlandschaften. Im Gegensatz zu nahezu allen anderen Beiträgen des Sammelbandes ist es Felten nicht an der Dekonstruktion des Landschaftsbegriffs gelegen – auch wenn er sich methodisch-theoretischer Probleme durchaus bewusst ist –, sondern daran, die Chancen zu nutzen, »öffentlichkeitswirksam« von »Kulturlandschaft« oder »historischer Landschaft« zu sprechen »und in der Wissenschaft das Forschungskonzept zu erproben« (189). Ein vom Autor entwickelter systematischer Kriterienkatalog schließt den Beitrag ab und lässt erahnen, welches Potential nach wie vor in der Erforschung von Klosterlandschaften liegt.

So gut wie alle publizierten Tagungsbeiträge beginnen ihre Ausführungen mit der Feststellung, ›Landschaft‹ habe Konjunktur, sei seit einiger Zeit ein zentraler Forschungsbegriff oder – kritisch getönt – gar ein Modewort. Hinter die Worthülle zu den unterschiedlichen disziplinären Semantiken vorzudringen und die verschiedenen Fachperspektiven füreinander zu öffnen gelingt dem Sammelband in vorzüglicher Weise. Es handelt sich hier keineswegs um eine Scheinsynthese, sondern die einzelnen Autoren haben sich bewusst der Mühe unterzogen, Genese und Verwendung ihrer spezifischen Landschaftsbegriffe verständlich zu machen. Aus (landes-)historischer Sicht kann dieser Versuch nur als gelungen bezeichnet werden.

Dasselbe positive Urteil trifft auch zu für die Aufsätze zu unterschiedlichen ›Frauenklosterlandschaften‹ in der zweiten Hälfte des Sammelbandes, einer Dokumentation des 9. Alzeyer Kolloquiums von 2004, die hier jedoch nurmehr summarisch behandelt werden können. Die Texte lassen sich als landesgeschichtliche Konkretisierung mit zugleich regional vergleichendem Ansatz verstehen und zeigen allesamt eindrücklich den heuristischen Wert des Begriffs ›Klosterlandschaft‹. Einleitend stehen gewissermaßen dem Beitrag von Franz J. Felten kritisch respondierende »Bemerkungen zum wissenschaftlichen Wert einer Wortneuschöpfung« von Gert Melville. Die Rollen beider Autoren erscheinen damit im Sammelband spannungsreich vertauscht, ruft doch Melville zu »ganz bedachtsame[m] Einsatz« des Begriffes ›Klosterlandschaft‹ auf (222). Es schließen sich sieben Aufsätze an, die »Frauenklösterlandschaften« im württembergischen Franken und Oberschwaben (Maria Magdalena Rückert), im Maas-Mosel-Raum (Frank G. Hirschmann), in Thüringen (Petra Weigel), im Nordosten des mittelalterlichen Deutschen Reiches (Clemens Bergstedt), in der Lombardei (Guido Cariboni) und in Worms (Christine Kleinjung) gewidmet sind. ›Kloster‹ oder eben ›Frauenkloster‹ versteht sich dabei – so die Herausgeber in ihrer Einleitung – als eine von vielen denkbaren und erprobten »signifikante[n] Einheiten«, die »Landschaft« aus historischer Sicht zu bestimmen vermögen (7). Deutlich wird aber auch am Beispiel der (Frauen-)Klosterlandschaft, wie stark Natur- und Kulturlandschaft sowie das Landschafts-Bild, das Menschen ›im Kopf‹ haben, einander bedingen bzw. wie schwer sie in der Realität voneinander zu trennen sind.

*Dietmar Schiersner*

BERNARD VOGLER: Geschichte des Elsass. Stuttgart: Kohlhammer 2012. 226 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-022329-5. Kart. € 19,90.

Die Geschichte einer Region in ihrer Gesamtheit von der Frühgeschichte bis in die Gegenwart zusammenzufassen, ist eine besondere Herausforderung. Dies gilt umso mehr, wenn es sich um eine europäische Grenzregion wie das Elsass handelt, deren Geschichte sich klassischen nationalen Meistererzählungen entzieht und bis heute politisch brisant erscheint. Es verdient daher große Anerkennung, dass sich Bernard Vogler, Emeritus für Landesgeschichte an der Universität Straßburg und einer der besten Kenner der neuzeitlichen elsässischen Geschichte, dieser Herausforderung gestellt und die erste deutschsprachige Gesamtdarstellung seit vielen Jahren vorgelegt hat.

In insgesamt 15 flüssig geschriebenen und gut lesbaren Kapiteln entfaltet Vogler ein ebenso pointiertes wie differenziertes Panorama von der Vorgeschichte über die Römerzeit, das alemannisch-fränkische Elsass und das Mittelalter bis hin zur neuzeitlichen Geschichte, der als dem eigentlichen Kernstück der Darstellung etwa zwei Drittel des Buches gewidmet sind. Feinfühlig und mit der gebotenen interpretatorischen Vorsicht

zeichnet Vogler die schwierige, immer wieder mit unheilvollen Episoden verbundene Zwischenstellung des Elsass und die Entwicklung einer eigenständigen bzw. »doppelten« kulturellen Identität »zwischen Frankreich und Deutschland« (125) nach.

Das »goldene Zeitalter« (73ff.) des 16. Jahrhunderts war vom deutschen Humanismus, von der Reformation, von wirtschaftlicher Blüte und regem geistigen und kulturellen Leben geprägt. Ihm folgten die »Leiden im 17. Jahrhundert« (90ff.), die Vogler insbesondere an den verheerenden Aus- und Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges festmacht. »Bessere Zeiten« brachte das »kurze« 18. Jahrhundert mit sich (107ff.). In dieser Phase verfestigte sich die politische Vorherrschaft Frankreichs allmählich, während die kulturelle Ausrichtung auf Deutschland bestehen blieb. Es folgte die Revolutionszeit, die eine verstärkte Zentralisierung und eine wachsende Bereitschaft zur Übernahme der nun zunehmend nationalstaatlich geprägten französischen Identitätsangebote mit sich brachte.

Auf die als »Friedensperiode« (141) charakterisierte, von wiederholten innerfranzösischen Regimewechseln und voranschreitender Industrialisierung gekennzeichnete Zeit zwischen 1815 und 1870 folgte die Annexion durch das Deutsche Reich als Teil des Reichslandes Elsass-Lothringen. In der Reichslandzeit erlebte das Elsass eine Verschärfung politischer Gegensätze, gleichzeitig aber auch eine grundlegende sozio-ökonomische Transformation durch Bevölkerungswachstum, infrastrukturellen Ausbau und wirtschaftliche Expansion. Die »Wirren der Zwischenkriegszeit« (177ff.) nach der Rückkehr an Frankreich und die »Katastrophe des Zweiten Weltkriegs« bilden schließlich den Hintergrund, vor dem die jüngste historische Entwicklung seit 1945 beschrieben und der »Zusammenbruch der regionalen Sprache und Kultur« (200) im Elsass erklärt werden.

Gerade in diesen letzten Kapiteln kommt Voglers Grundthese eines Wandels des Elsass vom »Zankapfel nationaler Machtpolitik« zum »Musterland europäischer Versöhnung und Vereinigung« (so der Klappentext) besonders deutlich zur Geltung. Gegen diese These lässt sich grundsätzlich nichts einwenden und die meisten Leser werden ihr mit Sympathie begegnen. Doch leider scheint sie in ihrer idealisierten Zuspitzung von der Realität überholt zu werden. Denn entgegen dem von Vogler konstatierten Trend ist das Elsass – wie die Präsidentschaftswahlen 2012 und die Europawahlen 2014 gezeigt haben – eine »Hochburg der rechtsextremen *Front National*« (209) geblieben. Erklärungsansätze für dieses Wahlverhalten bietet Voglers Meistererzählung kaum.

Vor allem aber droht die Darstellung des Elsass als Spielwiese deutsch-französischer Rivalität, den Blick auf die Elsässer als eigentliche Akteure dieser Geschichte zu verstellen. An manchen Stellen hätte Vogler daher gut daran getan, ein bisschen weniger über politische Rahmenbedingungen zu schreiben und stattdessen ein wenig mehr darüber, wie die Bevölkerung des Elsass konkret mit den wiederholten Identitätszumutungen umging, sich Handlungsspielräume aneignete und aktiv an der Gestaltung der eigenen Geschichte mitwirkte. Womöglich aber hätte ein solcher Wunsch die Grenzen des Formats gesprengt und eine Leserschaft ohne entsprechendes Vorwissen abgeschreckt.

Alles in allem bietet das Buch eine kompakte und solide Gesamtschau elsässischer Geschichte, die sich gleichermaßen zur Einführung und zur Rekapitulation eignet. Abgerundet wird das Bändchen durch eine Zeittafel und eine Auswahlbibliographie, die allerdings fast nur französische Literatur umfasst und insbesondere einige wegweisende Titel zur Reichsland- und zur Zwischenkriegszeit übergeht (so z.B. die Arbeiten von Christopher Fischer, Kurth Hochstuhl und François Roth). Umso mehr verdeutlicht dieses Buch, dass es nun endlich an der Zeit wäre für eine umfassende, wahrlich gemeinsame und grenzüberschreitende Erforschung und Darstellung der elsässischen Geschichte durch französische, deutsche und europäische Historiker.

Johannes Großmann

SEBASTIAN HOLZBRECHER, THORSTEN W. MÜLLER (HRSG.): Kirchliches Leben im Wandel der Zeiten. Perspektiven und Beiträge der (mittel-)deutschen Kirchengeschichtsschreibung. Festschrift für Josef Pilvousek (Erfurter Theologische Studien, Bd. 104). Würzburg: Echter 2013. 607 S. m. Abb. ISBN 978-3-429-03594-5. Kart. € 24,00.

Die ansprechend aufgemachte Festschrift ehrt Josef Pilvousek, den langjährigen Inhaber des Lehrstuhls für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt. Sie spiegelt einen Teil seiner Forschungsinteressen und versammelt 29 Aufsätze von profilierten Theologen und (Kirchen-)Historikern zu vier Themenfeldern: Biografien als Kristallisationspunkte kirchlichen Lebens, Martin Luther und die Reformation, das Verhältnis von Kirche und Staat sowie Regionalgeschichte Mitteldeutschlands. Das inhaltliche Spektrum ist dementsprechend breit und reicht von Bartholomäus Arnoldi von Usingen über Joseph von Görres bis zu Pius XII., von der augustinischen Totus homo-Ekklesiologie über das »welfische Bischofsreich« bis zur Liebfrauenkirche Leipzig-Lindenau. Im Anhang findet sich u. a. ein 22-seitiges Publikationsverzeichnis des Jubilars sowie eine Übersicht über die von ihm betreuten Habilitationen und Dissertationen.

Einige Beiträge können mit Gewinn gelesen werden. Beeindruckend, weil dicht, quellennah und weitgehend differenziert beschäftigt sich beispielsweise Karl-Joseph Hummel mit der Rolle Ernst von Weizsäckers als Botschafter des Deutschen Reiches beim Heiligen Stuhl. Er führt das Paradigma diplomatischen Doppelspiels zu Zeiten der nationalsozialistischen Diktatur vor und erhellt zum einen dessen Handlungsmöglichkeiten, Grenzen und Fallstricke. Zum anderen dekonstruiert er beifolgend die Deutungsherrschaft von Weizsäckers Verteidigern nach 1945. Ähnlich substantziell argumentiert Gerhard Besier, der sich belegesättigt mit dem Verhältnis von »Drittem Reich« und Südafrikanischer Union auseinandersetzt. Er konturiert die jahrelangen Anstrengungen der Deutschen, Südafrika aus dem Empire herauszubringen, und begründet ihr Scheitern mit der Vernichtungsideologie des Nationalsozialismus, der deutschen Skepsis gegenüber der vermeintlich wenig praktikablen Rassentrennungspolitik sowie nicht zuletzt der antichristlichen Attitüde des »Dritten Reiches«. Tiefenschürfung betreibt auch Winfried Becker, der die katholische deutsche Militärseelsorge im Ersten Weltkrieg fokussiert. Auf Basis von zeitgenössischen Berichten, Tagebüchern sowie Erinnerungen von Feldgeistlichen vermag er die hohe Relevanz der katholischen Religion in der Lebenswelt des Kriegstags zu fundieren. Er zeigt Ansätze für Interkonfessionalismus auf, markiert aber auch dessen klare Grenzen. Zudem erläutert er die katholische Distanz zum Chauvinismus der Zeit. Gerne hätte Becker den Gesichtskreis noch ausweiten und z. B. die Literatur zum militärischen Bordellwesen wie auch zu soldatischen Kriegsverbrechen berücksichtigt werden können.

Die Unterschiede der Aufsätze sowohl in inhaltlicher wie in formaler Hinsicht sind nicht zu verkennen: Einige Beiträge sind an anderer Stelle in ausführlicherer Form nachzulesen. Wiederholt blenden Autoren Forschungskontexte aus, verzichten auf Leitfragen und theoretisch-methodische Überlegungen, so dass ihre Aufsätze einer Metaebene entbehren, eher essayistischen oder den Charakter eines Lexikonartikels besitzen. Gerade bei den biografischen Arbeiten hätte man sich teilweise mehr kritische Auseinandersetzung gewünscht. Bisweilen springt eine pars-pro-toto-Argumentation ins Auge, etwa beim sudetendeutschen CSU-Politiker Hans Schütz und der Frage nach dem Beitrag katholischer Vertriebener zur bundesrepublikanischen Sozialpolitik. Mitunter erschöpfen sich »Anmerkungen zu einem Forschungsdesiderat« (473) in der seitenlangen Wiedergabe von Kirchenbucheinträgen. Der Aufsatz zu den religiösen Eliten in der Neuzeit liest sich

letztthin wie eine Ideensammlung für einen Projektantrag, der Beitrag zum Projekt »Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009« streckenweise wie eine Streitschrift. Dessen ungeachtet oder vielleicht gerade wegen dieser Vielfalt lohnt der Blick in die Festschrift. Es muss ja nicht jeder Aufsatz gelesen werden.

*Markus Raasch*

STADTARCHIV REUTLINGEN UND REUTLINGER GESCHICHTSVEREIN (HRSG.): Reutlinger Geschichtsblätter 2011 (NF Nr. 50). Reutlingen: Stadtarchiv Reutlingen 2012. 280 S. m. Abb. ISSN 0486-5901. Geb. € 23,00.

Die erste Ausgabe der *Reutlinger Geschichtsblätter* erschien bereits 1890. Mit dem Jahresband 2011 erreicht die Zeitschrift den 50. Jahrgang ihrer in der Nachkriegszeit begründeten »Neuen Folge«. Ihr langjähriger Schriftleiter, der kürzlich pensionierte Stadtarchivar Heinz Alfred Gemeinhardt, streift dieses Jubiläum in aller Bescheidenheit nur kurz in seinem Vorwort. Dabei bräuchte er das Licht nicht unter den Scheffel zu stellen: In mustergültiger Weise präsentiert die Zeitschrift, die seit 1993 von Geschichtsverein und Stadtarchiv gemeinsam herausgegeben wird, in einem breiten Spektrum wertvolle Beiträge zur Erforschung nicht nur der regionalen Geschichte, und dies in einer ansprechenden und auch im Layout stets sorgfältigen Form.

Der umfangreichste Beitrag des Bandes befasst sich mit den Reutlinger Straßennamen. Gerald Kronberger geht es, wie er es etwas spröde formuliert, um die »Geschichte der amtlichen Kennzeichnung und Benennung« der Reutlinger Straßen im 19. und 20. Jahrhundert (9), an deren Beginn die Erfassung zur Besteuerung der Immobilien steht. Entstanden ist dabei ein interessanter und erkenntnisreicher Beitrag, der vom profunden stadtgeschichtlichen Wissen des Autors profitiert. Kronberger bettet die Benennung der Straßen in die Geschichte der Stadt ein und vermag die Namensgebung umgekehrt aus der Geschichte zu deuten. Eine erste Welle einer gezielten Umbenennung der aus reichsstädtischer Zeit überkommenen Straßennamen erfolgte 1817, als man die längsten Straßenzüge innerhalb der Altstadt devot dem neuen württembergischen Landesherrn widmete: Wilhelms-, Katharinen- und Kanzleistraße. Bei der Benennung der verschiedenen Abschnitte der um die Altstadt führenden Ringstraße trat neben der handwerklichen Wirtschaftstradition (Mühlstraße, Gerber- bzw. Lederstraße) mit der Gartenstraße auch ein großbürgerlicher Anspruch. Ende des 19. Jahrhunderts dominierten dann der national-bürgerliche Stolz, die Demonstration einer weltoffenen Urbanität und die Einbindung ins Kaiserreich, zu der lokale handwerkliche oder landwirtschaftliche Namen nicht mehr passen wollten: aus dem alten »Hundsgraben« wurde über die »Kleingrabenstraße« (1842/43) die »Kaiserstraße« (1888), aus der »Hegwiesenstraße« die »Bismarckstraße«.

Kronberger verdeutlicht, wie gerade im 20. Jahrhundert der Wunsch, Straßen aufgrund eines politischen Selbstverständnisses zu benennen, mit dem Anspruch der Straßennamen als dauerhaften Ordnungsmerkmalen kollidiert. Dabei geht es keineswegs nur um die unsäglichen, bereits Anfang April 1933 verfügten Umbenennungen exponierter Straßen und Plätze nach Nazi-»Größen«, die 1945 dann wieder vollständig zurückgenommen werden mussten. Dies zeigt eindrucklich das Beispiel der »Hindenburgstraße«. Ursprünglich war sie die »Gönninger Straße« gewesen, 1902 mutierte sie zur (Gustav) »Schwabstraße«. 1927 wurde daraus – mit Zustimmung der SPD – die »Hindenburgstraße«, wobei parallel auch eine »Ebertstraße« beschlossen wurde. Die Nazis ließen die Hindenburgstraße gerne bestehen, ersetzten den Sozialdemokraten Ebert aber durch Wilhelm Murr. 1947

beschloss der Gemeinderat die Umbenennung der Hindenburgstraße in die »Karl-Marx-Straße« und revidierte dies wiederum 1954. 1992 gab es erneut den Antrag, die »Hindenburgstraße« zugunsten von Willy Brandt zu tilgen, der dann schließlich einen zentralen Platz erhielt, ohne die Hindenburgstraße zu beseitigen. Schöner und kompakter lässt sich das Ringen um die Wurzeln der Identität kaum darstellen.

Einem weitgehend unbekanntem Reutlinger Ehrenbürger, dem einstigen Ohmenhäuser Pfarrer Christian Gottlob Erhard Bunz (1833–1888), ist der Beitrag von Rainer Bunz gewidmet. Der Autor, ein entfernter Nachfahre, sieht Gottlob Bunz als Spross einer pietistisch geprägten Pfarrersfamilie ein Stück weit im Gehorsam gegenüber Autoritäten gefangen. Trotz vielfältiger Begabung und seinem Hang zu Kunst, Wissenschaft und Literatur habe er den Ausbruch aus dem vorgezeichneten Lebensweg eines evangelischen Pfarrers nicht gewagt. Den Autor interessieren vor allem die Leistungen, die Bunz neben seinem pastoralen Wirken erbrachte, und die ihn in der Tat als vielfältig interessierte und begabte Persönlichkeit erscheinen lassen, ohne dass ihm ein großer Wurf gelungen wäre, der ihn im Bewusstsein der Nachwelt gehalten hätte. Immerhin gelang ihm die bis dato nicht geklärte Zuschreibung des Creglinger Altars an Tilman Riemenschneider. Neben zahlreichen kunsthistorischen Publikationen versuchte sich Bunz auch als konservativer Historien-Schriftsteller im Stile Viktor von Scheffels (»Tuingia illustrata...«) oder auch als Lyriker. Während des Kulturkampfes fühlte er sich berufen, ein anonymes »Sendschreiben eines Württembergers« an die Katholiken in Hessen zu adressieren, mit dem er zeigen wollte, wie gut die katholischen Geistlichen Württembergs unter den staatlichen Gesetzen lebten, gegen deren Einführung sich die Katholiken in Hessen gerade empörten.

Ein weiterer biografischer Aufsatz befasst sich mit dem 1886 in Reutlingen geborenen Kunsthistoriker Otto Fischer. Nikolaus Meier, Bibliothekar am Kunstmuseum Basel, würdigt aus angemessener Distanz Werk und Leistung dieses »schwierigen Charakters« (206), dessen berufliche Stationen mitunter in tiefen Zerwürfnissen endeten. Als Direktor der Staatsgalerie Stuttgart gelang ihm der Erwerb des Herrenberger Altars von Jörg Ratgeb (hier als »Herrenaltar« bezeichnet, 152). Kennzeichnend für Fischer war ansonsten aber eher seine Aufgeschlossenheit für die Moderne und für die asiatische, v. a. die chinesische Kunst. Seine »Ausstellung Neuer deutscher Kunst« führte 1924/25 zu massiven Anfeindungen aus völkischen, aber auch konfessionellen Kreisen. Fischer wurde 1927 Direktor der Öffentlichen Kunstsammlung Basel. Meier korrigiert dabei die gängige Ansicht, dass der später als faschistoid bewertete Neubau des Basler Museums durch den Schweizer Architekten Rudolf Christ auf Fischer zurückgehe. Entscheidender Impulsegeber war vielmehr Paul Bonatz, der gegen den Willen Fischers in die Bauplanung einbezogen wurde. Nach Zerwürfnissen zog sich Fischer bereits 1938 in den Ruhestand nach Ascona zurück. Die Frage, ob Fischer ein Nationalsozialist gewesen sei, als den man ihn 1945 vorübergehend aus dem Kanton Tessin ausgewiesen hatte, diskutiert der Autor nur anhand der Frage möglicher Kontakte zu anderen Nationalsozialisten. Dabei widerlegen eigentlich die angeführten Zitate von 1942 (191), in denen Fischer die Entwicklung der deutschen Kunst in ihrer internationalen Abhängigkeit darstellt, und seine ungebrochene Wertschätzung der sog. »Entarteten Kunst« eine innere Nähe zur nationalsozialistischen Ideologie. Als zentrale wissenschaftliche Leistung und als Kern seines Denkens streicht Meier Fischers Idee der »Ars una« heraus, die auf der Ebenbürtigkeit der europäischen und der asiatischen Kunst fußende Überzeugung einer Weltkunstgeschichte, die gemeinsamen Gesetzmäßigkeiten und Entwicklungen unterworfen sei.

Im abschließenden Beitrag untersucht Klaus Graf lokale Sagen als literarische und volkskundliche Dokumente des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Forschung hat in den letzten Jahrzehnten gründlich mit der Vorstellung von Sagen als einer mündlichen Überlieferung aus uralter Zeit aufgeräumt. Der Autor grenzt anhand Reutlinger Beispiele »historische Überlieferungen« aus der Zeit vor 1800 von den Sagen des 19. Jahrhunderts ab, die als zeitgebundener »Teil der ausgeprägten Erinnerungs- und Geschichtskultur begriffen werden« (225) müssen. Als besonders reich gilt der Pfullinger Sagenbestand. Graf zeigt an ihm den Umgang mit Sagen im 19. und 20. Jahrhundert auf. Neben moralisierenden Interpretationen standen lange von der heutigen Forschung verworfene mythologisierende Deutungen und die Suche nach Spuren germanischen Götterglaubens im Vordergrund, eine Suche, die im Nationalsozialismus vollends »zu den Wurzeln unserer volklichen Existenz hinab: zur lebendigen, mütterlich-bewahrenden Seele unseres Volkes« führen sollte (238, Zitat von Eugen Thurnher, 1943).

*Herbert Aderbauer*

## 2. Quellen und Hilfsmittel

ANNELIESE BIEBER-WALLMANN (HRSG.): Johannes Bugenhagen. Reformatorische Schriften, Bd. 1 (1515/16–1524). (Johannes Bugenhagen, Werke, Bd. 1). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013. xliii, 935 S. ISBN 978-3-525-55441-8. Geb. € 250,00.

Johannes Bugenhagen (1485–1558; fortan: B) gilt landläufig als Reformator Norddeutschlands, da er derjenige unter den Wittenberger Reformatoren war, der ihre Ideen bis nach Dänemark trug. Doch wer sich bis vor kurzem über seine Werke informieren wollte, war auf wenige ältere Editionen angewiesen. Zu erinnern ist an die Edition der »Evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts«, die Emil Sehling (1860–1928) begründete, worin beispielsweise B.s weithin wirksame »Braunschweiger Kirchenordnung« von 1528 zu finden ist (Bd. 6/1/1 von 1955), oder die beiden von Georg Buchwald (1859–1947) besorgten Bände mit »Katechismuspredigten« von 1525 und 1532 sowie »Ungedruckten Predigten aus den Jahren 1524 bis 1529« (Halle 1909 und 1910). Daneben gab es noch einige Faksimileausgaben, wie die der »Hamburger Kirchenordnung« von 1529 (Hamburg <sup>2</sup>1991), der »Pommerschen Kirchenordnung« von 1535 (Greifswald 1985) oder der chronikalischen Darstellung »Pomerania« 1517/18 (zuletzt Schwerin 2008). Gleichwohl ersetzten diese Ausgaben keine kritische Ausgabe der Schriften B.s, so dass der Münsteraner evangelische Kirchenhistoriker und Bugenhagenkenner Wolf-Dieter Hauschild (1941–2010) bereits 1985 damit begann, eine auf vier Bände berechnete Edition der reformatorischen Schriften vorzubereiten. Ausgeschlossen sollten die bereits in Editionen vorliegenden Werke sowie die Briefe sein. Für den Briefwechsel ist man deshalb nach wie vor auf die von Otto Vogt (1839–1917) besorgte und von Hans Volz (1904–1978) und Eike Wolgast ergänzte Ausgabe angewiesen (Hildesheim 1966). Nun konnte endlich ein erster Band dieser 1985 angedachten kritischen Edition der Schriften B.s von Anneliese Bieber-Wallmann vorgelegt werden, der zehn Schriften aus der Zeit von 1515 bis 1524 enthält, die sie und Hauschild ediert haben. Diese zum Teil nur handschriftlich überlieferten Texte lassen erstmals B.s Weg vom humanistisch interessierten Reformator zum von Luther beeinflussten Reformator nachvollziehen, der ihn von Treptow (1509) über Belbuck (1517) nach Wittenberg (1521) führte.



Nach einem »Vorwort der Herausgeberin« (viii–xi) stellt sie die gewählten Editionsrichtlinien ausführlich vor (xii–xxii). Die Auswahl der Textgrundlagen orientierte sich an Georg Geisenhofs »Bibliotheca Bugenhagiana« (Leipzig 1908, ND Nieuwkoop 1963). Diese über 100 Jahre alte Bibliographie zeigt, welch langen Atem ein Bugenhagenforscher haben muss.

Die Editionen der einzelnen Schriften verfügen je über einen textkritischen Apparat und einen Sachapparat, der z. B. Bibelzitate nachweist. Insgesamt wurden die Texte in großer Treue zur Druckvorlage wiedergegeben, wobei z. B. »u« konsonantisch und »v« vokalisches gebraucht werden. Diese Treue erleichtert freilich nicht die Benutzung für ungeübte Leser, sondern zielt auf einen gelehrten Leserkreis. Eine »Einleitung in Band 1« gewährt einen kurzen Überblick über die edierten Schriften (xxiii–xxviii). Weiterhin stehen ein Abkürzungs- und Literaturverzeichnis vor den Texten (xxix–xxxiii und xxxiv–xliii).

Folgende Schriften enthält der Band: die »Grammaticae Regule« von 1515 (2–22), den 1515 gedruckten Briefwechsel mit Johannes Murmellius (1480–1517), einem Humanisten aus Deventer (24–40), die »Belbucker Klosterpredigt am Tage der Apostel Petrus und Paulus« von 1519 oder 1520 (42–61), den »Sendbrief an die Treptower Schüler« von 1521 (62–79), die Passionsharmonie in Latein, Hoch- und Niederdeutsch (80–605), die »Epistola de peccato in spiritum sanctum« von 1523/24 (606–653), das Sendschreiben an Herzogin Anna in Lüben (1492–1550) »Christlike lere« von 1524 (654–677), Auszüge aus dem Psalmenkommentar von 1524 (678–731), »Ain schöne Offenbarung des Endchris« von 1524 (734–765), »Indices in Euangelia dominicalia« von 1524 (766–846) und »Von der Euangelischen Messz« von 1524 (848–881). Jeder Schrift ist eine ausführliche Einleitung mit weiterführender Bibliographie vorangestellt. Bei manchen Schriften standen die Bearbeiter vor der Schwierigkeit, dass es mehrere Fassungen gab. Dies wurde so gelöst, dass die niederdeutsche Fassung parallel zur hochdeutschen gesetzt wurde (so bei der Passionsharmonie und »Christlike lere«). Bei der Passionsharmonie wurden ebenfalls die lateinische Handschrift aus der Belbucker Zeit und die lateinische Druckfassung von 1524 parallel gesetzt. Auf diese Weise ist die vorliegende Edition tatsächlich ein echtes Arbeitsinstrument, das die Entwicklung von B.s Gedanken verdeutlicht. Aufwendig wurden in der Passionsharmonie Zitate aus verschiedenen zeitgenössischen Bibelausgaben durch ein Siglensystem nachgewiesen.

In vorbildlicher Weise bietet der Band eine Zeittafel zum Leben und Werk B.s (882–887), Kurzbiogramme der Personen (888–894) und ein kleines »Glossar frühneuhochdeutscher und niederdeutscher Wörter und Ausdrücke« (895–899). Sieben Register (Namen von Personen der Kirchen- und Geistesgeschichte, von Personen der Bibel sowie von Orten und Landschaften; von hochdeutschen, lateinischen, frühneuhochdeutschen und niederdeutschen Begriffen) erschließen die Edition.

Die abgedruckten Schriften lassen B.s Beschäftigung mit philologischen Themen, Erasmus von Rotterdam und anderen Humanisten, biblischen Themen und Texten sowie Schriften Luthers erkennen. Sie nehmen Stellung zu aktuellen Fragen und zeigen ab 1523, dem Jahr der Berufung B.s in das Stadtpfarramt Wittenbergs, deutlich den Seelsorger, der für die reformatorische Theologie wirbt und sie vertritt. Insofern war es dringend notwendig, dass den Editionen der Schriften Luthers oder Melanchthons nun die B.s an die Seite gestellt wurde. Die Ausgabe wird das Bild der Wittenberger Reformatorengruppe schärfen und vervollständigen.

Der umfangreiche Band überzeugt durch seine durchdachte, aufwendige und gewissenhafte Gestaltung, wie den Zeilenzählern am Innenrand. Jedem Text ist ein Faksimile einer Seite der Editionsgrundlage beigegeben, die nicht nur die Arbeit des Editors veran-

schaulich. Der Herausgeberin, die gleichzeitig auch die Hauptbearbeiterin ist, kann nur alles Gute für den Fortgang der Edition gewünscht werden. Möge sie die Bugenhagen- als auch die Reformationsforschung anregen!

*Stefan Michel*

MATTHIAS DALL'ASTA, HEIDI HEIN, CHRISTINE MUNDHENK (BEARB.): Melanchthons Briefwechsel, Band T 15, Texte 4110–4529a (1546). Stuttgart-Bad Cannstatt: frommannholzboog, 2014. 664 S. ISBN 978-3-7728-2576-7. Geb. € 284,00.

Was für ein Jahr! Zu diesem Schluss könnte der Leser oder die Leserin des vorliegenden Bandes des Melanchthonbriefwechsels (MBW) recht schnell gelangen: Die Heidelberger Editoren bieten im 15. Textband (MBW.T 15) 444 Stücke des Jahres 1546, von denen bisher 50 nicht oder nur unzureichend gedruckt waren (z. B. MBW 4121, 4149, 4188, 4265). Damit ist es nun möglich, Melanchthons (M.) sorgenvolles Agieren in Luthers Todesjahr detailliert nachzuvollziehen.

Ein wichtiges Thema des Austauschs stellte im Januar die Vorbereitung auf das Regensburger Religionsgespräch dar (vgl. u. a. MBW 4111, 4114), das im Vorfeld des Reichstages stattfand und sich vor allem mit der Rechtfertigungslehre auseinandersetzen sollte. Es war unter anderem von Karl V. für notwendig angesehen worden, nachdem 1545 das Konzil von Trient begonnen hatte (vgl. MBW 4117). Die Wittenberger, die sich nicht viel von den Beratungen erhofften, entsandten Georg Major und den Juristen Laurentius Zoch nach Regensburg.

Die beiden zentralen Themen des Jahres 1546 sind zweifellos die Folgen von Luthers Tod am 18. Februar in Eisleben und des Schmalkaldischen Krieges. Nach Luthers Tod (vgl. zur Beisetzung MBW 4165) stand M. vor der schwierigen Aufgabe, die »Wittenberger Schule« zusammenzuhalten und das Erbe Luthers entsprechend weiterzutragen (vgl. den Auftrag Johann Friedrichs von Sachsen MBW 4169, 4179). Dazu gehörte, dass er sich um die Memoria des Reformators bemühte (MBW 4168, 4190), aber auch drohenden Spaltungen (MBW 4180, 4230, 4241) begegnete. Wirksam wurde in diesem Zusammenhang M.s Vorrede zum zweiten lateinischen Band der Wittenberger Lutherausgabe, in der er ausführlich das Lebenswerk Luthers würdigte (MBW 4277). Dass Luther die zentrale Autorität der Wittenberger Theologen trotz seines Todes blieb, illustriert MBW 4314: Hier wird erwähnt, dass M. einen abschriftlichen Brief Luthers zum Widerstandsrecht übersandte. Luthers Schriften traten also nach dessen Tod an die Stelle, die er zu Lebzeiten ausgefüllt hatte. Gleichwohl ist nun M. der »oberste Professor« der Leucorea (MBW 4452), bei dem der sächsische Kurfürst entsprechend um seine gutachterliche Meinung nachfragt (z. B. MBW 4155). Generell war M. als Gutachter auch andernorts gefragt (z. B. MBW 4139, 4389 oder 4427). Der Tod Luthers eröffnete ihm nicht nur diesen Wirkungskreis, sondern auch die Möglichkeit, wieder mit den Zürchern in Verbindung zu treten (MBW 4213).

Das zweite zentrale Thema des Jahres 1546 stellten die Bedrohungen des Schmalkaldischen Krieges dar. Voll Sorge verfolgte M. die Ereignisse, die schließlich zur Schließung der Universität Wittenberg führten (MBW 4347, 4420, 4430). Da der Ausgang des Kriegs ungewiss war, sorgte sich M., ob seine Universität überhaupt wieder eröffnet werden konnte. Nachdem auch er Wittenberg verlassen hatte, dachte er wehmütig über den Sinn des Exils nach (MBW 4475–4477). Philipp von Hessen forderte er sogar auf, sich für den Frieden zu verwenden (MBW 4501).

Drei kleine Lesefrüchte sollen noch am Rande mitgeteilt werden: Gern würde man M. auf seinem Nachhauseweg durch Wittenberg begleiten. Konnte man dabei wirklich das Singen von Kirchenliedern aus den Häusern auf der Straße hören (MBW 4254)? – M.s Einfluss in seinem Amt als Zensor der Wittenberger Drucke verdeutlicht eine Ablehnung einer Schrift des Joachim Öder aus Annaberg (MBW 4369). – Schließlich wirft MBW 4499 ein interessantes Licht auf M. als Prediger. Er übersandte immerhin zwei Predigten an Fürst Georg von Anhalt. Hat jener sie öffentlich vorgetragen?

Wie bei den Vorgängerbänden zeichnet sich die Edition durch eine sorgfältige Beschreibung ihrer Editionsgrundlagen aus. Dabei stehen die Heidelberger Editoren auf den Schultern ihrer Vorgänger, wie beispielsweise die Nummern 4421 oder 4423 illustrieren: Paul Flemming (1858–1922) vermerkte in seinem Exemplar des CR Lesarten einer Briefabschrift, die sich ehemals in Klitschdorf bei Bunzlau befand und nun verschollen ist. Zum Glück ist das Exemplar Flemmings im Melanchthonhaus in Bretten zugänglich. – Ein Hinweis sei gestattet: Bei dem in MBW 4262 erwähnten Schosser zu Schweinitz dürfte es sich um Michael vom Ende handeln.

Die Lektüre von MBW.T 15, der wie gewohnt gründlich durch sechs Register erschlossen ist (Absender, Adressaten, Fremdstücke, Bibelstellen, Autoren und Werke bis ca. 1500 bzw. ab ca. 1500), erfreut in jeder Hinsicht. So bleibt dem Rezensenten nur der Wunsch, dass der nächste Band dieses Jahrhundertunternehmens rasch erscheinen möge.

*Stefan Michel*

THOMAS NEUKIRCHEN (HRSG.): Thomas Murner. Von dem grossen Lutherischen Narren (1522) (Beihefte zum Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, Heft 83). Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2014. 381 S. m. Abb. ISBN 978-3-8253-6388-8. Geb. € 88,00.

Die Neuedition der berühmten antilutherischen Schrift des Gegenreformators Thomas Murner erschien, wie der Herausgeber schreibt, »glücklich im Themenjahr ›Reformation und Politik‹ während der Lutherdekade 2008–2017«. Tatsächlich hat Murners Schrift durchaus auch eine politische Dimension. Denn ein Hauptvorwurf gegen die beginnende Reformation ist, sie begünstige Unruhe und Aufruhr unter der Bevölkerung, besonders den Bauern. Obwohl der Elsässer Franziskaner immer wieder literarische Kritik an Missständen in der Kirche geübt hatte, konnte er sich nicht der Reformation anschließen, wurde im Gegenteil durch Angriffe Luthers und seiner Anhänger zu seinem satirischen Gedicht von 1522 veranlasst. Der Herausgeber legt Wert auf die Feststellung, die Polemik gehe von Luther aus, nicht von Murner, der nur auf sie reagiert habe. Murner greift die Verballhornung seines Namens durch die Lutheraner auf und stellt sich selbstironisch in seiner Schrift als Mönch mit Katzenkopf dar, bildlich anschaulich gemacht in den der Schrift beigefügten Holzschnitten. Murner sieht in der lutherischen Lehre von der Freiheit des Christen eine Unterstützung für vermeintliche Bestrebungen zur politischen, sozialen und kirchlichen Befreiung von Abhängigkeiten, Abgaben und Sakramenten. Er beschränkt seine Satire auf äußere, negative Konsequenzen der Reformation und sieht von ihren inneren, geistlichen Motiven ab.

Die Textausgabe folgt im Unterschied zur Ausgabe in Thomas Murners Deutschen Schriften von Paul Merker aus dem Jahr 1918 der zweiten Auflage, die ebenfalls im Jahr 1522 erschien. Auf der jeweils dem Text gegenüberliegenden Seite findet sich eine Übersetzung, die sich eng an ihn anlehnt, aber das Gedicht in Prosa wiedergibt, also auf Reime verzichtet. Ob das häufig verwendete Wort »beschweren« immer »beschwören« heißt

und nicht auch manchmal »beschädigen«, wie in anderen frühneuhochdeutschen Texten, erscheint als fraglich. Die Übersetzung von »Der lutherisch orden« mit »Das lutherische Glaubensbekenntnis« ist nicht passend, da es nicht um den Glauben, sondern um die Einstellung zur kirchlichen und weltlichen Obrigkeit geht. Warum aus der »schönen dochter« Luthers eine »tollwütige« wird, ist nicht erfindlich. Lateinische Stellen sind in der Übersetzung belassen, aber in den Anmerkungen übersetzt.

Die Holzschnitte, die auf Murner selbst zurückgehen, finden sich meist an der Stelle, wo sie auch im Druck standen. Dadurch wird die Wechselbeziehung zwischen Text und Bild deutlich.

Auf den Text mit seiner Übersetzung folgen lemmatisierte Anmerkungen des Herausgebers und Übersetzers, in denen er einzelne Textstellen erläutert und kommentiert. Darin stützt er sich auf Merkers Kommentar, setzt sich aber auch kritisch mit ihm auseinander. Im Nachwort fasst der Herausgeber die Schrift als Ganze ins Auge und berichtet über ihre Entstehung und Wirkung. Dabei nimmt er zuweilen bewertend Stellung, etwa wenn er vom »legitimen Widerstand« Murners gegen die Reformation spricht. Ein Literaturverzeichnis beschließt den Band.

Übersetzung und Kommentar bieten einen erleichterten Zugang zu einer wichtigen gegenreformatorischen Schrift, in der Gedicht und Bild aufeinander bezogen sind und einander interpretieren.

*Reinhold Rieger*

### 3. Antike

JOHANNES HOFMANN: Zentrale Aspekte der Alten Kirchengeschichte 4/1 (Theologische Lehr- und Lernbücher). Würzburg: Echter 2012. 216 S. m. Abb. Kart. ISBN 978-3-429-03467-2. € 14,80.

Der vorliegende Band ist der erste Teil eines zweibändig angelegten Lehrbuchs zur antiken Kirchengeschichte. Beide Bände bilden erscheinungschronologisch den Auftakt, nominell den vierten Teil der Reihe »Theologische Lehr- und Lernbücher«, die sich neben Lehrenden und Studierenden der katholischen Theologie auch an eine interessierte Öffentlichkeit wendet. Der Kirchenhistoriker Johannes Hofmann bezieht sich in seiner Einleitung ausdrücklich auf die Lehrpraxis an bayerischen Universitäten, aus der das vorliegende Werk hervorgegangen sei (XI).

Hofmann präsentiert antike Kirchengeschichte als Institutionengeschichte. Ihre Darstellung beginnt mit dem historischen Jesus von Nazareth als Stifter der Kirche, so dass er von einer »von Jesus gewollte[n] Urkirche« sprechen kann (2) und im Folgenden von »Jerusalem Urautoritäten« (3), »Urgebete[n]« (4) und einem »Urchristentum« (4–9 und passim) die Rede ist. Große Aufmerksamkeit widmet der Vf. den kirchlichen Ämtern in den ersten drei Jahrhunderten (29–59) und befasst sich hier erfreulicherweise auch mit Frauen als altkirchlichen Autoritäten (45–51). Ein Abschnitt zu »Theorie und Praxis der kirchlichen Einheit in den ersten drei Jahrhunderten« (61–68) bietet die apostolische Sukzession als Prinzip vertikaler Koinonia, das kirchlicherseits entwickelt worden sei, um gnostische »Sonderlehren zu entlarven und als nicht apostolisch zu erweisen« (62). Eine vertikale kirchliche Einheitlichkeit bzw. Gemeinschaft erkennt er in der Eucharistiegemeinschaft (*communio*), der »als Gegenstück die Exkommunikation« (64) entspreche. Weitere Abschnitte behandeln das Verhältnis von christlicher Kirche und römischem Staat (69–100), die Entstehung des römischen Primatsanspruchs (101–144) – dieses Kapitel ist als einziges mit einem Rück- und Ausblick versehen (143f.) – und die ersten vier

ökumenischen Konzilien (145–206). Der mittlerweile erschienene zweite Band wendet sich der Liturgiegeschichte sowie dem Leben und Werk der beiden Theologen Augustinus und Johannes von Damaskus zu.

Von einem Lehrbuch, das zentrale Aspekte der Alten Kirchengeschichte vermitteln will, kann man einen überblicksartigen Durchgang durch einschlägige Themen erwarten, mit denen Studierende und Interessierte im Bereich der antiken Kirchengeschichte unbedingt in Berührung kommen sollten. Hier gibt es allerdings bedeutende Leerstellen. Das Mönchtum wird im ersten Band überhaupt nicht behandelt – es bildet jedoch den unerlässlichen Hintergrund zum Verständnis der personenzentrierten Abschnitte im zweiten Band, erfährt aber auch dort keine eigenständige Darstellung. Theologische Schultraditionen, z. B. alexandrinischer oder antiochenischer Prägung, erscheinen nur im Kontext der Darstellung des römischen Primatsanspruchs. Die christliche Auseinandersetzung mit der griechisch-römischen Geisteswelt klingt gelegentlich an, vor allem in Kapitel 4.2, das jedoch nach den »heidnischen Vorwürfe[n] gegen die Christen als Ursachen der Christenverfolgungen« (73) fragt. Zur Kanonbildung äußert der Vf. sich überhaupt nicht. Auch eine methodische Einführung oder ein Hinweis darauf, wo kirchengeschichtliche Arbeitstechniken gelernt werden können, fehlt ganz.

Insgesamt ist das Lehrbuch sehr übersichtlich aufgebaut und auch innerhalb der Kapitel klar strukturiert. Der Preis für die eingängige Rezipierbarkeit des Bandes ist die starke thematische Verengung. Auch legt der Vf. seine leitenden Erkenntnisinteressen und Auswahlkriterien nicht offen und differenziert nur selten danach, wie gesichert sein Wissen an der jeweiligen Stelle tatsächlich ist. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Sitte des Vf.s, stets im Präsens zu formulieren. Quellenauszüge werden in deutscher Übersetzung geboten, die einschlägigen Termini erscheinen aber originalsprachig. Hervorhebungen im Text erleichtern es, den gebotenen Stoff überblicksweise aufzunehmen oder zu rekapitulieren. Karten sind leider sehr klein und gelegentlich unscharf oder schwer lesbar. Leider bieten weder der rezensierte noch der zweite Band ein Register. Beigegeben sind jedoch Listen der römischen Bischöfe bis Sabinianus (604–606), bedeutender altchristlicher Autoren in chronologischer Reihenfolge – erfreulicherweise sind auch Vertreter als häretisch qualifizierter Positionen wie Arius oder Nestorius aufgenommen – und schließlich die römischen Kaiser von Augustus bis Romulus Augustulus (475–476) im Westen und Phokas im Osten (602–610).

Für Studierende, die vor allem an der Institutionengeschichte der römischen Kirche interessiert sind, bietet der Band ein gutes Repetitorium. Um die fehlenden inhaltlichen und methodischen Aspekte zu ergänzen, empfiehlt es sich aber, weitere Lehrbücher hinzuzuziehen.

*Vera von der Osten-Sacken*

MATTHEW R. CRAWFORD: *Cyril of Alexandria's Trinitarian Theology of Scripture* (Oxford Early Christian Studies). Oxford: Oxford University Press 2014. xi, 290 S. ISBN 978-0-19-872262-5. Geb. € 75,00.

Cyrrill von Alexandrien hat es schwer, in der modernen Forschung als Bibelexeget wahrgenommen zu werden. Obgleich das sehr umfangreiche literarische Erbe des Alexandriners in überwiegendem Maße gerade aus Besprechungen biblischer Bücher besteht, lassen sich die vorhandenen wissenschaftlichen Untersuchungen zu seiner Exegese an den Fingern einer Hand abzählen. Die biblischen Auslegungen des alexandrinischen Patriarchen gleichen somit einem riesigen unentdeckten Neuland, das zu betreten nur wenige Mu-

tige wagen. M. R. Crawford gehört zweifelsohne zu diesen Mutigen. Dass er mit seiner als Dissertation an der University of Durham eingereichten Studie die Aufmerksamkeit der theologischen Forschung gerade auf dieses äußerst vernachlässigte und im Grunde unbekannte Gebiet des literarischen Schaffens Cyrills richtet, ist daher ausdrücklich zu begrüßen.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die Frage nach den hermeneutischen Voraussetzungen, denen die sogenannten pronizänischen Theologen bei der Interpretation der Bibel folgten. In diesem Zusammenhang wird Cyrill durchaus zu Recht als ein wichtiger – auch wenn von der Forschung nicht immer als solcher erkannter – Repräsentant jener Theologen vorgestellt. Das theologische Fundament, auf dem die biblische Hermeneutik Cyrills steht, hat – so Crawfords Hauptthese – eine trinitarische Struktur und gleichzeitig einen christologischen Kern. Dieser trinitarisch-christologisch geprägte exegetische Ansatz Cyrills kann nach Crawford allerdings nur vor dem Hintergrund der Offenbarungstheologie des Alexandriners verstanden werden: Wie sich der Vater durch den Sohn im Heiligen Geist dem Menschen mitteilt, so begegnet der Mensch im Wort der Schrift Christus selbst, um durch ihn und mit dem Beistand des Heiligen Geistes zur Erkenntnis des Vaters zu gelangen. In dem so beschriebenen Prozess der Selbstmitteilung Gottes fungiert, wie Crawford überzeugend darlegt, Christus als der eigentliche Offenbarer seines Vaters. Wichtig sind in diesem Kontext die vom Autor der Studie gebotenen umfangreichen Ausführungen zum cyrillianischen Konzept der Inspiriertheit der Bibel: Der Alexandriner unterstreiche hier einerseits die Rolle des Heiligen Geistes, der durch die menschlichen Autoren der Bibel spreche und damit deren inhaltliche Einheit garantiere; andererseits betone er die Bedeutung Christi, der »the primary agent responsible for the inspiration of Scripture« sei. Die Hervorhebung der zentralen Stellung Christi ist nach Crawford für die biblische Hermeneutik Cyrills so wesentlich, dass der Alexandriner die Evangelien, in denen Christus direkt zu den Menschen spricht, für einen »especially inspired« Teil der Bibel hält. Die Bibel selbst erscheint hierbei als geistige Nahrung, die den Gläubigen von Christus im Heiligen Geist geschenkt wird. All dies lässt Crawford die exegetische Hermeneutik Cyrills zusammenfassend als »Spirit-guided Christological exegesis« bezeichnen: Der Bibelausleger bedarf nach Cyrill in erster Linie des Beistands des Heiligen Geistes, der ihn zur Erkenntnis der in der Schrift verborgenen Geheimnisse Christi und schließlich zur Erkenntnis Gottes des Vaters führt.

Die Studie zeichnet sich durch eine gut durchdachte Struktur aus; die Argumentationsweise ist schlüssig und klar. Tippfehler sind selten und tauchen vor allem in griechischen Texten auf. Die englischen Übersetzungen der analysierten Passagen der Werke Cyrills sind in der Regel zuverlässig und gut verständlich. Nicht ganz korrekt ist die Übertragung des von Crawford zu Beginn und am Ende der Studie (1, 210 und 233) zitierten und für die Untersuchung wichtigen Abschnitts aus der Auslegung Cyrills zu 1 Kor 12,7ff. Die Sätze »For consider how all things begin from the Spirit (...)« und »And turning the discourse back towards the Son (...), it then approaches unto the Father (...)« haben jeweils ein falsches Subjekt. Im griechischen Text sind weder »all things« noch »it« die von Cyrill intendierten Subjekte, sondern der Apostel Paulus, was nicht zuletzt an der maskulinen Form des Partizips Aorist ἀναβιβάζας deutlich zu erkennen ist. Die Übersetzung sollte demnach lauten: »For consider how *he* [= Paul] begins from the Spirit (...). And having turned the discourse back towards the Son (...), *he* [= Paul] then approaches unto the Father (...)«. Damit nimmt Cyrill offensichtlich die Worte des Paulus aus 1 Kor 12,4–6 in den Blick, wo der Apostel vom Geist (πνεῦμα), vom Herrn (κύριος) und von Gott (θεός) spricht.

Eigens positiv an der Untersuchung ist der fortwährende Vergleich der biblischen Hermeneutik Cyrills mit den Konzeptionen anderer frühchristlicher Autoren hervorzuheben. Der Leser bekommt damit einen fundierten Einblick in die Entwicklungslinien exegetischer Grundprinzipien der Alten Kirche. So wird deutlich, dass Cyrill sich bestimmten theologischen Traditionen verpflichtet fühlt. Besonders wichtig sind in diesem Zusammenhang die von Crawford präsentierten Parallelen zwischen der Exegese Cyrills und der Bibelauslegung des Didymus von Alexandrien.

Problematisch erscheint allerdings die methodologische Seite der Studie. Der Autor, der häufig dazu neigt, absolute und endgültige Urteile über »the theology of Scripture of Cyril of Alexandria« zu formulieren, möchte offensichtlich eine umfassende und den Anspruch auf Vollständigkeit erhebende Untersuchung bieten. Die von ihm gewählte Forschungsmethode aber lässt ihn dieses Ziel nicht erreichen. Denn auch wenn die Ergebnisse der Untersuchung auf äußerst soliden und eine Fülle von richtigen Einzelbeobachtungen bietenden Analysen etlicher mehr oder weniger umfangreicher Passagen aus den Werken Cyrills basieren, zeichnen sie ein fragmentarisches, nur auf eine anfechtbare Auswahl von Quellentexten gestütztes Bild von der cyrillianischen Exegese. Gerade im Fall von Cyrill, dessen biblische Arbeiten kaum erforscht sind, ist eine solche Vorgehensweise, die den Forscher lediglich ausgewählte Abschnitte analysieren lässt, höchst bedenklich, da sie womöglich zu nicht repräsentativen bzw. einseitigen Ergebnissen führen kann. So kann man z. B. fragen, ob Cyrill tatsächlich »in every nook and cranny of Scripture« nach christologischen Hinweisen sucht. Stellt der trinitarisch-christologische Ansatz eine geeignete Formel dar, die die *gesamte* exegetische Praxis des Alexandriners beschreiben kann? Ist sein »pre-understanding« der Bibel von dieser Formel ausreichend zum Ausdruck gebracht? Ohne eingehende ganzheitliche Analyse *aller* exegetischen Schriften Cyrills können diese Fragen von Crawford nur bedingt beantwortet werden.

Trotz dieser methodologischen Probleme präsentiert sich Crawfords Untersuchung – nicht zuletzt wegen des Muts ihres Autors, mehr Licht auf ein unbekanntes Terrain zu werfen – als eine wertvolle Studie. Sie wird noch für eine lange Zeit eine absolute Pflichtlektüre bleiben für jeden, der sich mit der Schriftauslegung Cyrills von Alexandrien beschäftigen möchte.

*Konrad F. Zawadzki*

HILDEGARD RICHTER: Ave Katharina. Auf den Spuren der Heiligen Katharina von Alexandrien. Kiel: Ludwig 2014. 420 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-86935-234-3. Geb. € 36,00.

Über 15 Jahre hat sich die Pastorenfrau Hildegard Richter mit Legende und Verehrung der Heiligen Katharina von Alexandria beschäftigt; herausgekommen ist dabei ein aufwendig produziertes, mit zahlreichen Abbildungen geschmücktes und sehr persönlich geschriebenes Buch über die alexandrinische Märtyrerin und ihr Nachleben. Wer bei der Lektüre der über 400 Seiten eine kirchenhistorische Studie über die Katharinenverehrung sucht, dürfte enttäuscht werden, doch derartiges leisten zu wollen, war auch nicht der Vorsatz der Autorin. Es handelt sich vielmehr um eine bisweilen fast schon mystische Annäherung an die Heilige und um auf vielen Reisen in verschiedenste Länder zusammengetragene Zeugnisse ihrer Verehrung. Diesem Vorgehen könnte man aus wissenschaftlicher Perspektive ohne Frage den Vorwurf einer gewissen Beliebigkeit machen: Ob Katharinenkirchen in Norfolk, in der Steiermark, in der Oberpfalz oder

das Katharinenkloster am Sinai: alle Orte, Malereien, Reliquienschreine werden ohne sonderlich erkennbare Wertung geographisch hintereinander präsentiert, was bisweilen auch zur Auslassung von wichtigen Orten der Katharinenverehrung führt (etwa Istrien, Griechenland – außer wenige beliebig gewählte Beispiele – sowie der Nahe Osten jenseits des Sinais).

Ausführlich beschreibt die Autorin, deren Mann (und stellenweise Mitautor) Pastor in Krusendorf im Kreis Rendsburg-Eckernförde war, wie ihr Interesse an der Heiligen durch eine heute nicht mehr existente Katharinenkirche an der Ostsee in Jellenbek bei Krusendorf sowie die Hamburger Hauptkirche St. Katharinen geweckt wurde. Fast zur Obsession scheint ihr die Suche nach immer mehr Verehrungsorten geworden zu sein, was sich beispielsweise ganz bemerkenswert in einer achtseitigen Reihung von Ortswappen mit Katharinenattributen niederschlägt (301–308). Gerade solche Abschnitte aber sind es, die Hildegard Richters Band zu einem nicht unwichtigen Beitrag machen: In den oftmals scheinbar wahllos und in ungewohnt persönlicher Ich-Form verfassten kleinen Abschnitten finden sich viele Informationen, die in bisweilen verblüffender Art und Weise das Bild der Katharinenverehrung bereichern. Problematischer freilich ist es, diese Informationen gezielt aufzufinden; das seitenstarke Werk hätte erheblich von einem Ortsregister profitiert.

Die Studie ist in 14 Kapitel gegliedert, die sich etwa mit Wallfahrt, der Ausbildung und Erweiterung der Katharinenlegenden, mit Katharina in Bildwerken oder Gebeten zur Heiligen beschäftigen. Wenig gelungen ist ein reichlich kurzes apologetisches Kapitel zur Historizität der Heiligen (67–84): Dass sich keine Hinweise für eine reale Existenz einer alexandrinischen Katharina finden, erfährt der Leser zunächst nicht. Stattdessen wird, begründet mit einem Inschriftenfund aus Laodikeia, postuliert, die Katharinenverehrung sei aus der Engführung mit der alexandrinischen Philosophin Hypatia entstanden, wie dies bereits Annemarie Maeger vorgeschlagen hatte (deren weitere These, Schriftgut der Hypatia sei unter dem Namen des Dionysius Areopagita überliefert, wenig überzeugen konnte).

Dies steht etwa im Gegensatz zu einer soliden Präsentation der vielen Zuständigkeitsbereiche der alexandrinischen Heiligen, etwa in Abschnitten über Katharina als Patronin der Gelehrten (271–279) oder der heiratswilligen Frauen (315–317; »St. Katherine, give me a husband, but soon« – so ein spätmittelalterlicher Bittgesang aus England). Viel weniger provokativ denn fundiert und versöhnlich ist so auch der abschließende Aufruf der evangelischen Autorin zu einer neuen Wertschätzung der Heiligen auch außerhalb der katholischen und orthodoxen Kirchen, so dass man das Buch als ein beachtliches Zeugnis ansehen mag für die – durchaus auch wieder sehr persönliche – Auseinandersetzung einer Pastorenfrau mit einer Heiligen, die ihr zur »Glaubenslehrerin« und »spirituelle(n) Begleiterin« (409) geworden ist.

*Konstantin M. Klein*

HUBERT FEHR, IRMTRAUT HEITMEIER (HRSG.): Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiovaria (Bayerische Landesgeschichte und Europäische Regionalgeschichte, Bd. 1). St. Ottilien: EOS 2015. 663 S. m. Abb. ISBN 978-3-8306-7548-8. Geb. € 49,00.

Der vorliegende Band baut auf einer 2010 in Benediktbeuern abgehaltenen Tagung und deren Vorträge auf. Der 2012 erschienene Band war rasch vergriffen und wurde, ergänzt durch ein Register und eine englische Übersetzung des Vorwortes, sofort neu



aufgelegt. Die Frühgeschichte Bayerns galt seit 1988 durch die Landesausstellung »Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788« nach langer Diskussion endgültig gelöst. Die weitergehende Forschung ließ die Frühgeschichte Bayerns mehr und mehr in neuem Licht erscheinen. Die 2010 abgehaltene Tagung von Vertretern der Archäologie, der Geschichts- und Sprachwissenschaften sollte die gegenwärtige Diskussion festhalten und die unterschiedlichen Perspektiven aufzeigen. Der gewaltige Zuwachs an archäologischen Funden und Befunden in Verbindung mit verbesserten Methoden der Auswertung, so etwa in Fragen der Feinchronologie oder des Einsatzes naturwissenschaftlicher Verfahren, hat der Betrachtung neue Möglichkeiten in der Beurteilung an die Hand gegeben. Auch in der Sprachwissenschaft und ebenso in der Geschichtswissenschaft hat sich eine Erweiterung der Materialbasen ergeben. Für die benachbarten Forschungsdiziplinen entstand dadurch das Problem, die Fülle der Einzelergebnisse zu überblicken. Die Tagung und der vorliegende Band wollen die interdisziplinäre Zusammenarbeit stärken, erhalten und fortführen. Dieses Ziel hat der vorliegende Band erreicht.

Auf die Einleitung der beiden Herausgeber folgen 20 Beiträge und die Texte eines Runden Tisches, der »Regensburg im frühen Mittelalter« in seinen aktuellen Perspektiven aus archäologischer, namenkundlicher und historischer Sicht vorstellt. Michaela Konrad bezog erstmals die in Noricum feststellbare durchgreifende Urbanisierung und die weniger romanisierte Entwicklung in Raetien in ihren Auswirkungen auf die weitere Entwicklung in die Diskussion ein. Roland Steinacher befasst sich mit der Identitätsbildung frühmittelalterlicher Gemeinschaften und verdeutlicht dabei die Komplexität der Betrachtung der auf das Mittelalter zulaufenden Entwicklung, die sich von den homogenen Strukturen der Neuzeit erheblich unterscheiden. Jochen Haberstroh entzieht in seiner Betrachtung der Gruppe Friedenhain-Přeštovice dem bisherigen Modell der Einwanderung eines Traditionskerns die Grundlage. Ludwig Rübekeil analysiert den Namen Baiovarii in Verbindung mit den übrigen -varii-Namen und gelangt dadurch zu neuen Denkmodellen. Da die -varii-Namen keine ethnische, sondern eine militärische Grundlage besaßen, wird die Identitätsbildung »vor Ort« belegt. Alheydis Plassman widmet sich der bayerischen Stammesgeschichte und verdeutlicht, dass sie aufgrund ihrer späten Überlieferung für die bayerische Frühzeit keine Rolle spielt. Britta Kägler stellt die Zugehörigkeit der ältesten bayerischen Herzöge zur Familie der Agilolfinger in Frage, wobei sie an die Aussagen Carl I. Hammers anknüpft. Christa Jochum-Godglück relativiert die bisherigen Aussagen zu den Walchen-Siedlungsnamen. Andreas Schorr fragt nach frühen bayerischen oder alemannischen Spezifika im Gebiet an Iller, Donau und Lech. Brigitte Haas-Gebhard behandelt die in Unterhaching ausgegrabene Grabgruppe aus der Zeit um 500, die auf eine hochrangige Personengruppe hinweist, die enge Verbindung zum Ostgotenreich Theoderichs besaß und christlichen Glaubens war. Das Ende des Gräberfeldes um 520/530 korrespondiert mit der abnehmenden Bedeutung des Ostgotenreiches. Die Bedeutung für die weitere Entwicklung im Hachinger Tal bleibt aber noch offen, was neuere Forschungen provoziert. Arno Rettner fragt nach den Aussagen der archäologischen Quellen in Raetien. Er verdeutlicht die Merkmale des frühmittelalterlichen Bestattungswesens für eine germanische bzw. romanische Bedeutung und betont die christlichen Funde in Augsburg. Hubert Fehr bildet seine These über die Einwanderung der Baiovaren aufgrund der Friedhöfe der frühen Merowingerzeit. Er sieht die weitgehende Neubesiedlung durch Germanen aus archäologischer Sicht nicht belegt. Barbara Hausmair zeigt den Übergang von der Spätantike zur Baiernzeit in Ufernoricum. Sie sieht dabei die zahlreichen beigabenlosen Gräber als mögliches und bislang fehlendes Bindeglied an. Die weitere Forschung muss hier versuchen, eine Klä-

rung herbeizuführen. Jaroslav Jiřík weist auf die spärlichen Funde von unmittelbaren Beziehungen zwischen Bayern und Böhmen hin, die der traditionellen Zuwanderungsthese aus Böhmen widersprechen. Eva Kropf geht am Beispiel des Gräberfeldes von Enkering auf die Möglichkeiten und Grenzen anthropologischer Untersuchungen ein. Joseph Löffl behandelt den bairischen Raum in der wirtschaftshistorischen Sicht, wobei er in der Landwirtschaft auf die durch verschiedene Faktoren bedingte Schwerpunktverlagerung auf die für Bedrohung weniger anfällige Viehwirtschaft hinweist. Stefan Esders zeigt den spätrömischen Dukat als militärische Organisation von Grenzgebieten als Vorläufer frühmittelalterlicher Herzogtümer auf. An Beispielen des lybischen dux Pentapoleos und des istrischen Dukats geht er auf die auch in Raetien möglichen Konstellationen ein, wobei er die langfristig wirksamen Strukturen im Auge hat. Irmtraud Heitmeier entwickelt das Modell einer dualen Genese des bayerischen Herzogtums aufgrund der Frage nach der Gleichsetzung Bayerns mit Noricum in früh- und hochmittelalterlichen Quellen. Sie weist dabei dem Inn eine raumgliedernde Funktion zu, die bereits in ostgotischer und merowingischer Zeit erscheint. Philippe Depreux begibt sich auf »Die Suche nach dem princeps in Aquitanien (7.–8. Jahrhundert)«, der in der Diskussion um die bayerische Herzogswürde immer wieder als Entsprechung herangezogen wurde. Er weist darauf hin, dass es sich um einen von den Karolingern im Rückblick auf die principes in Aquitanien zugestandenen Titel handelt. Christian Later stellt die Frage nach der archäologischen Nachweisbarkeit des Christentums im frühmittelalterlichen Bayern. Er sieht den Religionswandel des späten 6. und 7. Jahrhunderts als nicht stattgefunden an. Die Bajuwaren waren seiner Ansicht nach von Anfang an Christen, wobei ihr Glaube jedoch individuell geprägt war. Later sieht seine These selbst als weitere Forschungsfrage an. Auch Roman Deutingen befasst sich mit der Christianisierung der Bayern, wobei er die Berichte der Quellen als Meistererzählung entlarvt und ebenfalls eine weiter zurückliegende Christianisierung annimmt. Im Rahmen eines runden Tisches beschließen die Beiträge von Silvia Codreanu-Windauer, Arno Rettner, Wolfgang Janka und Alois Schmid zu Regensburg und seinem Umland den Band. Als Beispiel der metropolis Baioariae übertragen sie dabei die im Rahmen des Gesamtbandes erörterten Probleme. Die am Beispiel Regensburg diskutierten Fragen sind Grundlage für weitere Forschungen.

Der Band lässt insgesamt ein neues frühmittelalterliches Gesicht Bayerns erkennen. Dabei ist die Darstellung der Christianisierung besonders interessant, da sie das bisherige Bild der Forschung weitgehend wandelt. Es bleibt zu fragen, wie sich dieses Bild in anderen Teilen des ehemaligen Imperium Romanum darstellt, so z. B. im alemannischen Raum. Die weitere Forschung muss beweisen, wie sich die einzelnen Ergebnisse in Zukunft verdeutlichen. Eines ist zu erkennen: Die bisherige Geschlossenheit Bayerns in der Forschung wird es in Zukunft nicht mehr geben. Die jedem Beitrag beigegebene umfangreiche Literaturliste gibt der Forschung einen jeweils guten Überblick als Antwort für weitere Forschungen. Das Werk ist überaus anregend. Weitere Forschungsansätze werden sich daher bilden und ein neues Bild des frühmittelalterlichen Bayern schaffen, das sicherlich nicht auf dessen Raum beschränkt bleibt.

*Immo Eberl*

#### 4. Mittelalter

STEFFEN PATZOLD: *Ich und Karl der Große. Das Leben des Höflings Einhard*. Stuttgart: Klett-Cotta 2014. 407 S. m. Abb. ISBN 978-3-608-94764-9. Geb. € 26.95.

Darf man mit Einhard, bald 1200 Jahre nach seinem Tod, virtuell einen Milchkaffee trinken (9)? Steffen Patzold unternimmt das Wagnis, das Leben Einhards zu schildern, des Zeitgenossen Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, des Verfassers der *Vita Karoli Magni*. Das Wagnis besteht darin, dass der Autor »in Einhards Kopf kriechen« (287) will. Im Ergebnis präsentiert er eine spannende Darstellung, die gleichzeitig viele Hypothesen als historische Realitäten annehmen muss, um nicht an Stringenz zu verlieren.

Das Gerüst bildet eine chronologische Erzählung, die Einhard sowohl in seinen eigenen Vorhaben (Leben am Hof, Bestehen innerhalb der Hofintrigen, später Stiftungen, Reliquienerwerb, seine Ehe mit Emma etc.) als auch im Kontext der Reichsgeschichte agieren lässt. Durch Forschungen gerade zur Zeit Ludwigs des Frommen ist Patzold bestens ausgewiesen, so dass er seine genaue Kenntnis der agierenden Netzwerke souverän nutzen kann. Doch auch zu Einhards familiärem Hintergrund und zu seiner Jugend kann er einiges beitragen, was die Persönlichkeit des Höflings fassbar werden lässt: die Kleinwüchsigkeit und damit einhergehende Hänseleien, die Jahre in Fulda, wo Einhard als Urkundenschreiber belegt ist, und im letzten Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts dann die Ankunft am Hof Karls des Großen als Schützling Alkuins mit ungleich umfassenderen Bildungsmöglichkeiten. Während Karls letzten Jahren und nach seinem Tod 814 scheint Einhard eine treibende Figur gewesen zu sein, als es darum ging, Ludwig den Frommen als alleinigen Nachfolger in Aachen zu installieren, und so scheinen zwei Urkunden Ludwigs aus dem Jahr 815 zu Einhards Gunsten nur konsequent als Dank für loyale Dienste.

Die neuen Persönlichkeiten am Hof, vor allem Witiza (Benedikt von Aniane), setzten sich für Lebensformen ein, die dem Gegenteil dessen entsprachen, was Einhard bislang praktiziert hatte; dennoch wurde er zu dieser Zeit Laienabt mehrerer geistlicher Gemeinschaften. Plausibel deutet Patzold die 820er-Jahre als Krisenzeit mit Missernten und aufkommender Opposition gegen Ludwig den Frommen, der seinerseits keine nennenswerten Erfolge vorzuweisen hatte. Zu dieser Zeit verlor Einhard seinen Einfluss bei Hof, woraufhin er (nach Überzeugung des Verfassers »im Frühjahr und Sommer 829«, 193) die *Karlsvita* verfasste. Patzold unterstreicht, dass Einhard dort über Lieblingsspeisen, Badegewohnheiten und Monatsnamen handelt, über Themen also, die in der aktuellen politischen Diskussion seiner Zeit ungefährlich, wenn nicht gar ohne Belang waren. Hierbei übergeht er aber den Umstand, dass Karls mit einer Ausnahme (Spanien) positiv als erfolgreich geschilderte Kriegszüge einen wesentlichen Teil der *Vita* ausmachen, ein Bereich, in dem Ludwig der Fromme seinem Vater nicht gleichkam.

Die raffinierten Anspielungen im brieflichen Austausch Einhards mit Lupus von Ferrières werden feinsinnig aufgeschlüsselt, wie überhaupt die Breite der methodischen Zugänge auf dem Weg hin zur Darstellung beeindruckt. Philologische stehen neben bauhistorischen Erwägungen und prosopographischen Studien. Jedes Kapitel wird mit einem selbst übersetzten Abschnitt aus der *Vita Karoli Einhards* eingeleitet; hier entfernt sich Patzold stellenweise von hergebrachten Deutungen, so dass auch diese Prologe aufmerksame Lektüre verdienen.

Im wissenschaftlichen Sinne latent problematisch wird die Darstellung, wenn Patzold genaue Datierungen nicht nur für undatierte Briefe, sondern auch für die *Vita Karoli*

Magni (deren Abfassungszeit seit weit über hundert Jahren ein dauerndes Streitthema der Mediävistik ist) und für die pseudoisidorischen Dekretalen postuliert. Im Buch fügt sich ein Detail zum nächsten, so dass diese Datierungen durchweg höchst plausibel erscheinen, aber im Text wird gar nicht erst darauf verwiesen, dass es hier Probleme geben könnte. Leider sind die Anmerkungen ans Ende des Bandes verbannt. Hier legt Patzold dann die Probleme seiner Datierungsvorschläge offen und gibt auch bereitwillig zu, dass von seiner Behauptung (134), Einhard habe den römischen Diakon Deusdona mit Rinderbraten bewirtet, in den Quellen »keine Rede« ist (328, Anm. 15) und dieses Detail aus der Lieferung von Ochsen aus Maastricht an Einhard als plausibel erschlossen wurde. Dieses Problem der historischen Darstellung hat Johannes Fried in seinem 2007 publizierten Essay über ein Gastmahl am Hof Karls des Großen exemplarisch behandelt. Das beeindruckend gut geschriebene und mit einigen farbigen Abbildungen ansprechend hergestellte Buch sollte breit rezipiert werden, auch wenn einige Elemente der Darstellung schon durch die Neudatierung eines einzigen Briefes ins Wanken geraten dürften.

*Julian Führer*

EBERHARD ISENMANN: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2012. 1129 S. Geb. ISBN 978-3-412-20940-7. € 99,00.

Das Werk, mit dem sich der »neue Isenmann« offensichtlich zu vergleichen hat, ist – der »alte Isenmann«. Ist die lang erwartete Neuauflage in gleicher Weise wie die erste von 1988 als Standardwerk in Forschung und Lehre anzusehen? Lohnt sich für Bibliotheken die Anschaffung, zumal wenn die erste Ausgabe bereits vorhanden ist? Ja, eindeutig. Es ist »ein neues Buch mit neuem Titel« (Vorwort), aber mit den gleichen Qualitäten wie sein Vorgänger, den es in Hand- und Semesterapparaten ablösen soll und wird.

Was hat sich geändert? Noch weniger als die Ausgabe von 1988 eignet sich das Werk zum Durchlesen von der ersten bis zur letzten seiner über 1000 Seiten, noch mehr ist es dafür eine wahre Enzyklopädie der Stadtgeschichtsforschung. Die tiefe Gliederung (bis fünf Ebenen), das entsprechend ausdifferenzierte Inhaltsverzeichnis (14 Seiten!), sowie 29 dichtbedruckte Seiten Register erlauben es, spezielle Inhalte sehr gezielt nachzuschlagen und, je nach Bedarf, sich entweder kurz und knapp zu informieren oder aber von Kapitel zu Kapitel weiterzulesen. Nicht nur für Studierende sehr angenehm ist die Gliederung auch des Quellen- und Literaturverzeichnisses nach Kapiteln, Unterkapiteln und Unterunterkapiteln; die fast 100, zweiseitig und in Petitdruck gesetzten Seiten werden so von einem unlesbaren Block zu handhabbaren Einheiten, ohne gleich in Häppchen zu zerfallen.

Die Tendenz zum Nachschlagewerk zeigt sich auch in dem, was das Werk – wie andere Nachschlagewerke auch – nicht leisten soll und wohl auch nicht könnte: die einzelnen Textabschnitte sind kurz, die Literaturangaben knapp, und die Fülle der Forschungsergebnisse wird nicht noch einmal eigens in forschungsgeschichtliche Zusammenhänge eingeordnet. Wer das sucht, sollte wissen, dass er oder sie mit kürzeren monographischen Darstellungen besser bedient ist.

Wie der Titel bereits ankündigt, ist die Erweiterung gegenüber der ersten Auflage nicht zuletzt eine chronologische. Die in der Stadtgeschichtsforschung in der Theorie (im Anschluss an Max Weber) und vor allem der Forschungspraxis traditionell privilegierte spätmittelalterliche Stadt ist nun deutlich stärker eingebettet in die historische Entwicklung vom Hochmittelalter an und bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Viele inhaltliche und methodische Schwerpunkte sind im Übrigen gegenüber 1988 unverändert. Klassische Themen der deutschsprachigen Stadtgeschichtsforschung (Stadtbegriff, »Patriziat«) haben ihren festen Platz im neuen wie im alten Isenmann, die überreiche rechts- und verfassungsgeschichtliche sowie sozialgeschichtliche Forschungstradition der deutschsprachigen Stadtgeschichtsforschung prägen das Werk spürbar. Von allen Einwohnern der mittelalterlichen Stadt erhält – ganz traditionell – der männliche, erwachsene, laikale Vollbürger die bei weitem größte Aufmerksamkeit. Das heißt nicht, dass die mit diesem Fokus verbundenen Probleme ebenfalls übernommen werden: Gerade das Verhältnis zwischen der (in der Forschung oft allzu laikal gezeichneten) Stadt und der (oft nicht allzu urban dargestellten) Kirche ist bei Isenmann ausgewogen und differenziert dargestellt. Schon das Verhältnis der Kapitel 4 (»Stadtre Regiment und städtische Einrichtungen«) und 5 (»Stadt und Kirche«) ist hier aufschlussreich: Isenmann berücksichtigt die Universitäten, was nicht selbstverständlich ist, und tut dies interessanterweise im Zusammenhang mit städtischen Schulen und Pfarrschulen in Kapitel 4, nicht im Folgekapitel. Diese Entscheidung ist positiv zu sehen, beugt sie doch der vor allem im englischsprachigen Raum noch üblichen Überbetonung der Differenzen zwischen *town and gown* vor. Auch Spitalpflegschaften werden in diesem vierten Kapitel behandelt, dafür steht das Unterkapitel zur »Stadtbürgerlichen Frömmigkeit« wieder im fünften Kapitel. Diese Verflechtungen der Kapitel wirken der in älteren Darstellungen häufigen Überbetonung der Gegensätze zwischen »Stadt« und »Kirche« entgegen und sind entsprechend willkommen.

*Christof Rolker*

MICHAEL MITTERAUER: St. Jakob und der Sternenweg. Mittelalterliche Wurzeln einer großen Wallfahrt. Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2014. 213 S. ISBN 978-3-205-79607-7. Geb. € 19,90.

Bei dem hier anzuzeigenden schmalen Band handelt es sich nicht um einen die Verhältnisse in Mitteleuropa fokussierenden Überblick über die Anfänge und die Entwicklung der Pilgerfahrt zum vermeintlichen Grab des Apostels Jakobus des Älteren nach Santiago de Compostela. Der Verfasser ist kein auf die Geschichte der Pilgerfahrten zum Apostel Jakobus d. Ä. spezialisierter Kirchenhistoriker, sondern hat sich als Sozial- und Wirtschaftshistoriker profiliert, der ein besonderes Interesse an der Offenlegung von Strukturen und an vergleichenden Untersuchungen historischer Phänomene hat. Diese Forschungsinteressen geben dem Bändchen seine besondere Note: Es handelt sich um eine Sammlung lose miteinander verbundener Essays, die nicht nur, aber vorrangig als Einführung in die Sakraltopographie der Iberischen Halbinsel, soweit diese den Jakobuskult betrifft, gedacht sind. Unabdingbare Voraussetzung für das Verständnis der Entwicklung der Wallfahrtsstätten, die für Jakobspilger auf der Iberischen Halbinsel bedeutsam waren, ist eine Grundkenntnis der politischen und der kirchlichen Entwicklung im Norden der Iberischen Halbinsel während des früheren Mittelalters. So bemüht sich der Vf. zu Recht darum, für ein Lesepublikum ohne historisches Vorwissen auch diese Hintergründe auszuleuchten. Der Zusammenhang dieser allgemeinen, sich zuweilen verselbstständigenden, Ausführungen mit dem Kernthema ist leider nicht immer erkennbar.

Der Vf. zeigt in seinen fraglos mehr der historischen Anthropologie als der Kirchengeschichte verpflichteten »Skizzen« im Grunde nichts weiter, als dass in der abseits am Rande der Iberischen Halbinsel gelegenen Landschaft Galicien von einer Konti-

nuität zwischen vorchristlich-heidnischen und christlichen Kultorten auszugehen ist. Es überrascht nicht, dass sich auch dort, wie in anderen Regionen Europas, in der einheimischen, v. a. in der ländlichen Bevölkerung über die heidnische Antike hinaus viele Jahrhunderte lang vorchristliche Frömmigkeitsformen bzw. heidnische Vorstellungen vom Jenseits und von der Seelenwanderung gehalten haben. Auch in Galicien hat die Kirche nach der Christianisierung, die in den ländlichen Gebieten auch dieser Region besonders zögerlich erfolgte, die lokalen heidnischen Kultformen notgedrungen geduldet; sie wurden nur oberflächlich christlich überformt. Es sind keine grundlegend neuen Erkenntnisse, die der Vf. vorträgt, aber er vermag in seiner Bestandsaufnahme anschaulich zu zeigen, auf welche Weise diese Kontinuität den Jakobuskult der Galicier geformt hat und wie ihn die zum (vermeintlichen) Apostelgrab pilgernden Einheimischen und auch die von weit her kommenden fremden Pilger unter dem Einfluss ihnen unbekannter lokaler Bräuche praktizierten. Anders als der Titel suggeriert, liegt der Fokus nicht auf den (hoch- und spät-)mittelalterlichen Wurzeln der bis in unsere Tage populären Pilgerreisen nach Santiago de Compostela, sondern auf der Wirksamkeit archaisch-heidnischer Frömmigkeitspraxis in Galicien weit über die Christianisierung der Galegos hinaus. Große Aufmerksamkeit widmet der Vf. auch dem Einfluss dieser vorchristlichen Praxis auf die Ausgestaltung des Jakobuskultes in Santiago de Compostela. Auch schildert er die macht- und kirchenpolitischen Hintergründe für den Aufstieg des Apostelgrabes als internationales Pilgerziel, das seit dem 10. Jahrhundert rasch andere Pilgerziele, nicht zuletzt die Stadt Oviedo trotz des dort vorhandenen bedeutenden Schatzes an Herrenreliquien überflügelte.

Man mag es bedauern, dass der Band fachlich und sprachlich vom Verlag nicht lektoriert worden ist. Dennoch ist es in jedem Fall ein Gewinn, dass der Vf. dank seiner weiten, transdisziplinären Perspektive intensiv Fragen erörtert, die von der deutschsprachigen Forschung bei der Betrachtung der Anfänge der Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela bisher wenig thematisiert wurden und in der für ein breiteres Publikum bestimmten umfangreichen Literatur zum Thema Santiago-Pilgerfahrt gar nicht zur Sprache kommen. So hat er die vor allem in Spanien und Italien publizierten Ergebnisse disparater archäologischer, sozialanthropologischer, religionssoziologischer, hagiographischer und liturgiewissenschaftlicher Forschungen über Kultstätten und Kultformen auf der Iberischen Halbinsel rezipiert und in einer Synthese zusammengeführt. Er benennt eine Reihe von Faktoren, welche nach seiner Meinung die Anziehungskraft von Santiago de Compostela und die Entwicklung des vermeintlichen Apostelgrabes zu dem seit dem 13./14. Jh. bedeutendsten Ziel unter den großen international bedeutsamen Pilgerorten erklären. Ob und in welchem Umfang die bei den Galiciern gebräuchlichen Formen der Jakobusverehrung und die ihren Bräuchen zugrunde liegenden religiösen Vorstellungen die Jakobusfrömmigkeit auch in den Heimatländern der fremden Jakobspilger, etwa im Deutschen Reich, geprägt haben könnten – dieser Frage wäre noch nachzugehen.

Auch wenn die Argumentation und der Umgang des Vfs. mit seinen Quellen nur teilweise überzeugen und nicht jeder seine Begeisterung für Analogieschlüsse, für Hypothesen und Spekulationen teilen wird, so finden sich in dem Bändchen doch diverse Anregungen für ein neues Nachdenken über diese große Pilgerfahrt.

*Marie-Luise Favreau-Lilie*

CLEMENS DÖLKEN OPRAEM (HRSG.): Norbert – Patron des Bistums Magdeburg. Magdeburg: Norbertus-Verlag 2010. 140 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-941265-03-5. Geb. € 15,00.

Jubiläen oder Gedenktage sind stets willkommener Anlass zum Rückblick auf Persönlichkeiten, Einrichtungen oder Gemeinschaften. So geschah es auch im Orden der Prämonstratenser, dem mit 1300 Mitgliedern in 42 Kanonien, wie die selbstständigen Niederlassungen genannt werden, weltweit größten Orden regulierter Chorherren in der katholischen Kirche. Er gedachte seines Ordensgründers, des heiligen Norbert von Xanten, dessen Todestag sich 2009 zum 875. Male jährte und das vom Orden mit einem Norbertjahr 2009/2010 begangen wurde. In der deutschsprachigen Zirkarie mit den dazugehörigen Kanonien – in Deutschland die Abteien Speinshart und Windberg mit dem Priorat Roggenburg sowie Hamborn mit dem Priorat Magdeburg, und in Österreich die Stifte Wilten, Geras und Schlägl – fanden die Feierlichkeiten in Magdeburg statt. Der Orden wählte damit den Ort, an dem der hl. Norbert Erzbischof war und dort seine letzte Ruhestätte fand, ehe seine Gebeine während des 30-jährigen Krieges in die Prämonstratenserabtei Strahov in Prag überführt wurden.

Das anzuzeigende Werk erschien als Begleitpublikation zur Ausstellung »Norbert – Patron des Bistums Magdeburg«. Wie es der Titel vermuten lässt, befassen sich die einzelnen Beiträge vorwiegend mit lokal und regional gefärbten Inhalten. So schildert Ludger Horstkötter OPraem nach dem Vorwort des Magdeburger Bischofs Gerhard Feige Norberts rastlosen »Einsatz für Glaube, Versöhnung und Menschlichkeit« (6–8).

Peter Zülicke spannt in seinem Bericht über die »Verehrung des Heiligen Norbert im Bistum Magdeburg« (9–11) den Bogen vom Zuzug der ersten Katholiken ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis hin zur Gründung der Magdeburger Ordensniederlassung der Prämonstratenser nach der politischen Wende 1991 und der Erhebung Norberts zum Diözesanpatron des Bistums Magdeburg 1994.

In seinem Beitrag »Kloster Unser Lieben Frauen zu Magdeburg« beschreibt Andreas Hornemann (12–20) den Weg »Vom Kollegiatstift zum Kunstmuseum«, das 1974 in der ehemaligen Klausur eröffnet wurde und in der profanierten Kirche untergebrachten Konzerthalle »Georg Philipp Telemann« 1977 ihre kulturelle Ergänzung fand.

»Der geschichtliche Kontext der Erhebung des heiligen Norbert zum Patron für den Magdeburger Jurisdiktionsbezirk« (21–31) ist Gegenstand des Beitrags von Daniel Lorek. Darin schildert er u. a. als Ergebnis des geschichtsmissionarischen Anliegens des damaligen Bischofs Johannes Braun den 1978 im Eigendruck erstellten Magdeburger Heiligenkalender als »eine Darstellung von Leben und Werk der Heiligen und Seligen unseres Landes und eine Übersicht über bedeutende Persönlichkeiten des Magdeburger Raumes bis ins 20. Jahrhundert« (22). Loreks Aufsatz erschien wesentlich ausführlicher unter dem Titel »Die Erhebung des heiligen Norbert zum Patron für den Jurisdiktionsbezirk Magdeburg – 1982« in den *Analecta Praemonstratensia* 86 (2010), der historischen Zeitschrift des Ordens.

Wolfgang Gerlich berichtet in seinem Beitrag »Zur Entstehungsgeschichte einer katholischen St.-Norbert-Pfarrei« (34–43) über die Entwicklung der Pfarrgemeinde Buckau. Schwerpunkt seiner Ausführungen ist dabei die Zeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, der vorwiegend auf der Grundlage der Pfarrchronik sowie der Tauf- und Sterbebücher basiert.

Besonders interessant ist die Spurensuche nach dem »Heiligen Norbert mit dem Spaten« (44–46) von Sabine Ullrich. Wird der Heilige allgemein mit den Insignien eines Erzbischofs dargestellt, geht die Verfasserin auf Norbert mit den ungewohnten Attributen

Kreuz und Spaten ein, »eine jüngere ikonographische Besonderheit [...], die bislang noch nie genauer untersucht worden ist« (44). Es bleibt zu wünschen, dass dies Gegenstand einer Arbeit in einem der einschlägigen universitären Fachbereiche wird.

Der zweite Teil der Publikation beinhaltet die durchwegs farbige Darstellung der in der Ausstellung präsentierten Exponate (47–139). Unter den Ausstellungsgegenständen befinden sich u. a. die päpstliche Urkunde zur Erhebung des hl. Norbert zum Schutzpatron des Bischöflichen Amtes Magdeburg (129), alle auffindbaren Darstellungen Norberts mit dem Spaten sowie die Grabplatte des Heiligen aus der ehemaligen Stiftskirche des Klosters (138).

Die Ausstellung, als Wanderausstellung konzipiert, vermittelt eine beachtliche ikonographische Breite an Norbertusdarstellungen. Es ist zu wünschen, dass sie bei Jubiläen in Norbertusgemeinden oder bei nach dem Heiligen benannten Institutionen in aktualisierter Weise reaktiviert werden kann.

*Erhard Schaffer*

CLEMENS DÖLKEN OPRAEM (HRSG.): Norbert von Xanten und der Orden der Prämonstratenser. Magdeburg: Norbertus-Verlag 2010. 196 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-941265-04-2. Geb. € 12,80.

Der vorliegende Band geht zurück auf eine historische Vortragsreihe, die im Norbertjahr 2009/2010 anlässlich des 875. Todestags des Hl. Norbert von Xanten in Magdeburg gehalten wurde. Dabei kommen renommierte Wissenschaftler, allesamt auf ihrem Gebiet ausgewiesene Fachleute von internationalem Ruf, zu Wort. Sie beleuchten das Wirken des heiligen Norbert und die Entstehung des Prämonstratenserordens im 12. Jahrhundert aus dem Blickwinkel ihrer jeweiligen Disziplin: Geschichte, Theologie und Kunstgeschichte.

Franz J. Felten beginnt die Reihe mit seinem Beitrag »Norbert von Xanten, die Gründung von Prémontré und die Entstehung des Prämonstratenserordens« (7–32). Er konzentriert sich auf den »frühen« Norbert vor seiner Magdeburger Zeit. Dabei folgt er dem Leben Norberts und »bemüht sich in der Verknüpfung von Erzählung, Beschreibung und Analyse, Anschaulichkeit und Wissenschaftlichkeit möglichst harmonisch zu verbinden« (7).

Mathias Töllner referiert über »Die Wegführung der Gebeine des heiligen Norbert nach Prag im Jahr 1626« (35–42). Er schildert, wie es dem Abt von Strahov im 30-jährigen Krieg gelang, die Translation der Gebeine in seine Abtei in Prag durchzuführen, wo sie bis heute in einer Seitenkapelle ruhen.

Es ist nicht vermeidbar, dass bei Jubiläumspublikationen ein und derselbe Autor in verschiedenen Veröffentlichungen zu gleichen oder ähnlichen Themen zu Wort kommt (schließlich handelt es sich ja um sein Spezialgebiet). So auch bei Andreas Hornemann. In seinem Beitrag über »Das Grab Erzbischof Norberts von Xanten in Magdeburg« (45–78) befasst er sich mit Norberts Grablege überwiegend unter archäologischen und bauarchäologischen Gesichtspunkten, während in seinem in obigem Katalog erwähnten Aufsatz diese Thematik nur einen Teil seines Beitrags ausmacht.

Mit der »Theologie der Prämonstratenser im 12. Jahrhundert« beschäftigt sich Ulrich G. Leinsle Opraem (91–109). Er stellt einleitend fest, dass es die Theologie nicht gibt, »da das 12. Jahrhundert weder theologische Fakultäten an Universitäten noch Generalstudien eines Ordens wie später bei den Dominikanern oder Franziskanern« kannte (91). Das 12. Jahrhundert ist vielmehr geprägt von lokalen theologischen Schulen wie die von Laon



oder von St. Viktor. Abgeschlossen wird der Beitrag mit der thesenartigen Benennung der »Charakteristika prämonstratensischer Theologie« (100f.).

Rolf Decot CSsR untersucht in seinem Beitrag »Glaube und Politik – Norbert von Magdeburg im historischen Umfeld seiner Zeit« (111–130). Dass der aus der Kanonikerreform hervorgegangene Orden »der mächtigste und beständigste dieser Art werden« (126) sollte, zeigt die Entwicklung bis in die heutige Zeit. Während landauf landab Klagen über mangelnden Ordensnachwuchs zu vernehmen sind, sieht die Situation bei den deutschen Prämonstratensern anders aus. So musste beispielsweise die Abtei Windberg erst 2013 anbauen, um geeigneten Platz für Nachwuchs zu schaffen.

»Überlegungen zu den frühen Wirtschaftsformen der Prämonstratenser« stellt Helmut Flachenecker an (133–148). Auf der Suche nach Auskünften über die Besitzverhältnisse prämonstratensischer Stifte verweist er auf die derzeit entstehenden Klosterbücher anhand Westfalens und der nördlichen Rheinlande, des deutschen Südwestens und Frankens.

Mit »Norbert von Xanten und sein neuer Lebensentwurf – Gesellschaftsordnung und Wertewandel im frühen 12. Jahrhundert« befasst sich Stefan Weinfurter (151–174). Die gemeinsam und ohne Standesunterschiede in einer religiösen Gemeinschaft lebenden Frauen und Männer werden als idealer, wenn nicht gar als idealistischer Lebensentwurf dieser Zeit bezeichnet (165).

In seinem abschließenden Vortrag über »Norbert von Xanten und die Prämonstratenser im europäischen Kontext« versucht Stephan Freund mit Hilfe der Komparistik am Beispiel von Petrus Damiani, Bruno dem Kartäuser, Norbert von Xanten und Bernhard von Clairvaux Antwort zu finden, was dazu führte, »dass in jener Zeit wiederholte Male Einzelpersönlichkeiten aus dem vorbestimmten Schema ausbrachen und zu Gründern religiöser Gemeinschaften wurden« (180).

Die Publikation trägt dazu bei, aus unterschiedlichen Blickwinkeln das Wissen über Norberts Leben und die Geschichte der Prämonstratenser zu vertiefen und Wissenswertes über einen nicht allzu bekannten Heiligen und seinen Orden zu erfahren. Alle Beiträge sind erfreulicherweise so geschrieben, dass sie nicht nur für das fachwissenschaftliche Publikum von Interesse sind, sondern auch dem Laien grundlegende Kenntnisse über den Heiligen und seinen Orden vermitteln können. Sie eröffnen neue Perspektiven, und gleichzeitig sichern sie den Stand der Forschung für all jene, die sich erstmals mit prämonstratensischer Thematik befassen wollen.

*Erhard Schaffer*

RAINER BERNDT, MAURA ZÁTONYI: Glaubensheil. Wegweisung ins Christentum gemäß der Lehre Hildegards von Bingen (Erudiri Sapientia, Bd. X). Münster: Aschendorff 2013. 362 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-10437-8. Geb. € 54,00.

Am 10. Mai 2012 ist Hildegard von Bingen durch Papst Benedikt XVI. heiliggesprochen worden; noch im gleichen Jahr, am 7. Oktober, wurde sie von ihm zur Kirchenlehrerin erhoben. Das Buch enthält die drei theologischen Kapitel aus der für den Kanonisationsprozess erforderlichen *Positio*. Nach Auskunft des Vorworts wurden zur Drucklegung lediglich neuere Literatur ergänzt und kleinere redaktionelle Veränderungen durchgeführt. Außerdem wurden den drei Kapiteln der *Positio* eine Einleitung und ein Epilog hinzugefügt. Das Buch ist ein Gemeinschaftswerk von Rainer Berndt SJ, Dozent an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen, und Maura Zátonyi OSB von der Abtei St. Hildegard in Eibingen, wobei aus dem Vorwort hervorgeht, dass Rainer

Berndt die Hauptarbeit geleistet hat. Sein Ziel ist eine Gesamtdarstellung der Theologie Hildegards, wobei – so die Ausgangsthese – Leben, Schrifttum und Lehre bei ihr untrennbar zusammengehören.

Zum Inhalt: In der Einführung wird einerseits in komprimierter Weise auf die Hintergründe von Hildegards Erhebung zur Kirchenlehrerin eingegangen und andererseits die Aktualität ihrer Theologie umrissen. Grund für ihre Ernennung zur Kirchenlehrerin sei die für sie signifikante Verbindung von Theologie und Heiligkeit, mithin die Symphonie von Lehre und Leben. Die Aktualität ihrer Theologie wird nicht an den heute modischen Aspekten ihres Wirkens festgemacht (Heilkunde und Musik), sondern an ihrem Christusglauben, gepaart mit einer lebendigen Zukunftshoffnung. Dadurch wird sie zur Hilfe und zum Vorbild für die Neuevangelisierung (Europas). Im Epilog stellen die Autoren fünf wesentliche Aspekte heraus, die für eine zukünftige Beschäftigung mit Hildegard von Bingen leitend sein sollten: 1. Es geht darum, Hildegards eigene Stimme zur Geltung zu bringen; 2. Die Hagiographie bildet einen legitimen Bereich der Kirchengeschichte; 3. Die kosmologische Dimension von Hildegards Denken beinhaltet auch eine heilende Dimension; 4. Kirche und Welt sind zwar nicht identisch, stehen aber in einem unaufgebaren Interdependenzverhältnis; 5. Die Aktualität von Hildegards Botschaft besteht nicht zuletzt in ihrer Überzeugung, dass der Glaube für den Menschen die höchste Form der Selbstverwirklichung bildet.

Die Reihenfolge der Hauptkapitel – Werk, Theologie, Person – wird mit der heute allein möglichen Annäherung an Hildegard begründet. Dabei verfolgen die drei Kapitel das Ziel, »ein vollständiges Gesamtbild der neuen Kirchenlehrerin« zu geben (17). Aufgrund der Kürze der Rezension kann hier keine Darstellung des Inhalts der einzelnen Kapitel erfolgen. Stattdessen sollen einzelne mir wesentlich erscheinende Aspekte hervorgehoben werden. Das Kapitel über die Werke Hildegards beinhaltet deren Verzeichnis und Chronologie, darüber hinaus den Versuch, eine innere Ordnung ihres Schrifttums zu entwickeln und schließlich ihre Originalität zu erweisen. Dabei bilden die apostolische Grundlegung und die Verwurzelung in der Tradition nach Meinung der Autoren die Voraussetzung für das prophetische Selbstverständnis Hildegards. Im zweiten Hauptkapitel wird die genuine Lehre Hildegards entfaltet. Die Ausführungen beginnen mit deren Verortung im Kontext ihrer Zeit, dem schließen sich ihre Kosmologie und Ethik an (»Hildegards Weisung«). Das dritte Hauptkapitel will das Profil einer Heiligen entwerfen. Dazu werden ihre Tugenden, der Ruf ihrer Heiligkeit nach den Zeugnissen ihrer Zeitgenossen und die von ihr vollbrachten Wunder untersucht.

Das vorliegende Buch ist formal sehr ansprechend gestaltet (z. B. im Hinblick auf den Drucksatz und die abgedruckten Bilder). Es ist gut lesbar, eignet sich für die Weiterarbeit durch das vorzügliche Literatur- und Quellenverzeichnis und die beigegebenen Register. Es vermag auch den Selbstanspruch einzulösen, eine komprimierte Gesamtdarstellung der Theologie Hildegards zu geben. Positiv ist auch, dass viele Aspekte ihres Denkens herausgestellt werden, die sie nicht nur als Lehrerin der römisch-katholischen Kirche, sondern der Christenheit insgesamt erscheinen lassen. Dazu gehören vor allem die folgenden Punkte: Ihre Theologie ist wort- bzw. bibelorientiert, was sich daran zeigt, dass Hildegards Visionsschriften stark von der Bibel und vom kirchlichen Dogma geprägt sind. Ihre Visionen sind Auslegungen des biblischen Heilsgeschehens. Hildegards Theologie lässt eine Tendenz zur Empirie erkennen. Diese Tendenz führt letztlich zu ihren medizinischen Schriften. Das reformatorische Theologieverständnis ist ebenso erfahrungsorientiert. Hildegards Visionen sind auf Jesus Christus ausgerichtet. Er ist der Mittelpunkt der Geschichte. Am Tag seiner Wiederkunft erreicht die Geschichte ihr Ziel (Offb 21). Nach Gottes Willen soll jeder Mensch Anteil bekommen an diesem Tag

ohne Finsternis. Der Teufel jedoch will ihn zur Gottvergessenheit verführen. Dagegen hilft allein der Glaube. Hildegards Gottesbild ist geprägt von der Liebe Gottes. Auch im Zentrum von Luthers Theologie steht die Liebe Gottes.

Diesen Positiva steht jedoch eine Schwäche gegenüber. Die Darstellung neigt dazu, Hildegards Leben und Werk »kirchlich einzuebnen«. Alles wirkt rund, glatt, golden. Wo bleiben die Spannungen, die zum wirklichen Bild Hildegards dazugehören und gerade erst ihre Bedeutung konstituieren? Als Beispiel verweise ich auf Hildegards Selbstverständnis, ein prophetisches Amt innezuhaben. Das ihr von Gott gegebene Amt interpretiert sie in der Tradition der biblischen Propheten, d.h. wenn es sein muss auch ohne kirchliche Absicherung. In prophetischer Vollmacht ruft sie Hoch und Niedrig, Klerus und Laien aufgrund des Evangeliums zu Umkehr und Buße. Sie scheut sich nicht, auch hochrangigen Kirchenrepräsentanten das Gericht Gottes anzukündigen. In der vorliegenden Untersuchung wird diese Kirchenkritik in unzulässiger Weise entschärft.

*Peter Zimmerling*

PAUL M. COBB: Der Kampf ums Paradies. Eine islamische Geschichte der Kreuzzüge. Darmstadt: Philipp von Zabern 2015. 428 S. m. Abb. ISBN 978-3-8053-4884-3. Geb. € 29,95.

Gute Darstellungen der Geschichte der Kreuzzüge aus der Sicht der Muslime gibt es längst schon, wie vor allem die englischen Monographien von Holt (1986) und Hillenbrand (1999) zeigen, die beide die Kreuzzüge in den Gesamtzusammenhang der islamischen Geschichte stellen. Trotz seiner wortreichen Einleitung (7–14) und umfangreichen Darstellung wird nicht klar, worin die Besonderheit besteht, die Cobb mit seinem Buch bieten zu können glaubt. Der ambitionierte »Versuch, die Geschichte der Kreuzzüge so zu erzählen, wie sie die Muslime des Mittelalters erlebten« (14), ist so neu nicht, auch wenn Cobb betont, »ich habe das Thema jedoch anders gefasst als meine Vorgänger« (378, Anm. 9). Wie bekanntlich bald nach dem Ersten Kreuzzug schon as-Sulami und später dann der große Weltgeschichtsschreiber Ibn al-Athir zu erkennen meinten, mit dessen Aussage übrigens die inzwischen als klassisch zu bezeichnende Quellensammlung »Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht« von Gabrieli (1973) beginnt, so möchte Cobb die Kreuzzüge als Teil einer großen europäischen Expansion, die auch die christlichen Rückeroberungen auf der Iberischen Halbinsel und in Unteritalien und Sizilien umfasst, (stärker als bisher geschehen?) in die gesamte islamische Geschichte einbinden.

Indem Cobbs Darstellung über die Kreuzzüge hinausgeht, ist jedoch der Titel seines Buches wenig passend. Auch seine Ausführungen können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Kreuzzüge für die meisten der von den Muslimen beherrschten Länder gar keine oder nur sehr geringe Bedeutung hatten – trotz der militärischen Erfolge Nuraddins, Saladins und Baibars'. Das geringe Echo von Saladins vehementer Propaganda bei den abbasidischen und almohadischen Kalifen in Bagdad und Marrakesch spricht ebenso für sich wie die sehr begrenzte Beteiligung von Freiwilligen in Saladins Heer. Von all dem ist bei Cobb keine Rede.

Der Titel des Buches ist auch insofern unpassend bzw. irreführend, als es den damaligen Herrschern im Falle der Angriffe der Kreuzfahrer und deren Abwehr durch die Muslime nur teilweise um den Gewinn des Paradieses ging, vor allem jedoch um die Erweiterung und Legitimierung der eigenen Macht.

Nur eines der neun Kapitel trägt eine präzise Überschrift, nämlich »Saladin«, doch handelt es keineswegs vor allem von Saladins Politik, sondern auf sechs Seiten auch von der Geschichte der Almohaden im Maghreb und in Andalusien, ohne allerdings auf deren gespannte Beziehungen zu Saladin einzugehen, z. B. den Versuch der Expansion durch Saladins Neffen Taqiyaddin und dessen Leute in Nordafrika oder Saladins vom Almohadenkalifen nicht erhörtes Hilfsersuchen während des Dritten Kreuzzuges. Auch ist von dem gestörten Verhältnis Saladins zu dem abbasidischen Kalifen an-Nasir in Bagdad keine Rede.

Cobb stützt sich auf eine ganze Reihe neuester Arbeiten in englischer Sprache, während fremdsprachige Literatur nur ausnahmsweise Erwähnung findet. Aber etwa die Ausführungen von Abouali (Crusades 10, 2011, 175–185) über das bei den Muslimen angeblich nicht erst durch die Europäer im 19. Jahrhundert wiedererweckte Interesse an der Gestalt Saladins sind nicht überzeugend, denn das in einigen Werken über die Geschichte und Vorzüge Jerusalems zu belegenden Andenken an Saladin betrifft nur ein Randgebiet wie Palästina mit seiner von den Mamluken systematisch verödeten Küstenregion, besagt aber wenig in Bezug auf den Großteil des islamischen Machtbereichs. Auch lässt sich das generelle Desinteresse der Muslime an den Verhältnissen in Europa während des Mittelalters und noch darüber hinaus schwerlich leugnen (vgl. Möhring, Interesse und Desinteresse mittelalterlicher Muslime an Land und Leuten in Europa, Periplus 23, 2013, 183–230). Unter anderem auch diesbezüglich ist unverständlich – vgl. zudem 207: »erstaunlich« (?), und 217: »auf einer Linie« (?) –, wieso Cobb (223) schreibt: »bei aller Anerkennung der Feinheiten der fränkischen Kultur und Gesellschaft«.

Erfreulicherweise ist in der deutschen Übersetzung des Buches jedoch eine erhebliche Zahl von Ungenauigkeiten und Fehlern behoben, weshalb sie der englischen Originalausgabe von 2014 vorzuziehen ist.

*Hannes Möhring*

ADRIANA VALERIO, KARI ELISABETH BØRRESEN (HRSG.): Frauen und Bibel im Mittelalter. Rezeption und Interpretation (Die Bibel und die Frauen, Mittelalter, Bd. 6.2). Stuttgart: Kohlhammer 2013. 414 S. ISBN 978-3-17-022546-6. Kart. € 59,90.

Band 6 der Reihe »Die Bibel und die Frauen« eröffnet mit Einblicken in die Zeit des Mittelalters den historischen Sektor dieser exegetisch-kulturgeschichtlichen Enzyklopädie. Den Herausgeberinnen dieses Bandes ist es gelungen, eine international zusammengesetzte Gruppe von Wissenschaftlerinnen aus Theologie, Geschichts- und Kunstwissenschaft sowie Sprach- und Literaturwissenschaft für dieses Thema zu gewinnen. Die verschiedenen wissenschaftlichen, sprachlichen und kulturellen Kontexte der Autorinnen spiegeln sich sowohl in der Wahl der Themen als auch in ihren methodischen Herangehensweisen. Daraus ergibt sich ein kaleidoskopartiger Gesamtblick auf die vielfältigen Verknüpfungen von Frauen und Bibel in der Welt des Mittelalters.

Für die Darstellung des komplexen Zusammenspiels von Bibelinterpretation und Frauenbildern werden literarische, mystische und doktrinale Texte, Werke der darstellenden Kunst ebenso wie der Musik als Beispiele für die Rezeptionen biblischer Themen herangezogen und im Blick auf das darin gespiegelte Frauenbild bzw. den Umgang von Frauen mit der Bibel untersucht. Dabei finden sich auf der einen Seite Werke, die mithilfe biblischer Texte die Unterordnung von Frauen legitimieren, auf der anderen Seite, so wird in den vorliegenden Studien eindrücklich deutlich, stehen jedoch auch Werke gebildeter

Frauen, die nicht nur mit biblischen Texten bestens vertraut sind, sondern diese selbstbewusst und innovativ in theologischer, philosophischer oder literarischer Weise rezipieren und interpretieren.

Der erste Beitrag von Adriana Valerio bietet eine Einführung in das Thema des Bandes, wobei sie sowohl das Bild der Frauen im Spiegel biblischer Interpretationen in klerikal-theologischer Literatur als auch Frauen als Subjekte der Bibelauslegung, als Hörerinnen und Interpretinnen der Schrift, beleuchtet. Es gelingt in diesem Überblick auf hervorragende Weise, die vielfältigen Aspekte und Wechselwirkungen von Bibelverständnis und Bildern von und über Frauen in diesen Jahrhunderten zu strukturieren und anschaulich darzustellen. Die folgenden 20 Beiträge bieten eine Fülle von Einzelstudien zu unterschiedlichen Aspekten dieses breiten Themas. Im ersten und dritten Teil werden verschiedene Frauenbilder im Spiegel des mittelalterlichen Bibelverständnisses dargestellt, während sich der umfangreichere zweite Teil dem Umgang von Frauen mit der Bibel widmet.

Der erste Teil, »Die Bibel und die Frauen: Rezeptionen und Instrumentalisierungen«, beschäftigt sich mit literarischen Zeugnissen und bietet auf exemplarische Weise Einblicke in die Vielfalt der im Kontext der Bibelauslegung vermittelten Frauenbilder. Die gewählten Themen in diesen Artikeln reichen von der Rezeptionsgeschichte der biblischen Figur Maria von Magdala (Taschl-Erber) über die Frauenbilder in Bibelkommentaren des 12. und 13. Jhs. (Macy) und moralisch-didaktischer Literatur Spaniens (Toro Pascua), einer Studie zur Bibellektüre christlicher und jüdischer Frauen in den spanischen Königreichen (Avenoza) bis hin zum Verständnis und Umgang mit der Bibel von Häretikerinnen und Inquisitoren (Benedetti) sowie dem Frauenbild im Kontext der Dämonologie und des Hexenglaubens (Corsi).

In den Beiträgen des zweiten Teils »Die Frauen und die Bibel: Texte und Kontexte« werden Frauen als Subjekte der Bibelauslegung in den Blick genommen. Die ersten vier Artikel widmen sich Zeugnissen des Bibelstudiums und der Auslegung biblischer Texte von Frauen. Die untersuchten literarischen Texte umfassen die Korrespondenz von Heloisa mit Petrus Abaelardus (Mews und Posa), die Bibelepik der Frau Ava (Moté), die literarische Beschreibung der Visionen einer als Julian von Norwich bekannten Mystikerin (Børresen) ebenso wie Schriften gebildeter Frauen in Byzanz (Parrinello). Weitere sechs Beiträge wenden sich der Rolle biblischer Texte in der literarischen Darstellung mystischer Erfahrungen und prophetischer Visionen von Frauen zu. Am Beispiel bekannter Theologinnen wie Hildegard von Bingen (Schiefer und Gössmann), Klara von Assisi (Kreidler-Kos), Mechthild von Magdeburg und Gertrud von Helfta (Keul), Birgitta (Børresen), Katharina von Siena (Librandi) und Teresa de Cartagena (Giordano) wird die Rolle der Bibel für die Ausgestaltung einer weiblichen Theologie und Spiritualität ebenso wie für die Ausgestaltung einer geistlichen Autorität dieser Frauen aufgezeigt.

Der dritte Teil, »Repräsentationen in den Künsten«, stellt Frauenbilder in der darstellenden Kunst und der Musik in den Mittelpunkt des Interesses. Den reichen Zeugnissen der darstellenden Kunst sind drei Beiträge gewidmet. Zwei Artikel beschäftigen sich detailreich mit dem Hortus Deliciarum, einem enzyklopädisch-moralistischen Traktat aus dem 12. Jh. (Vitolo, Poggi und Santini) und ein weiterer Beitrag bietet einen Überblick zum bildhaften Ausdruck der Beziehung zwischen Bibel und Frauen im Spätmittelalter (Sánchez Hernández). Mit der Musikpraxis in Frauenklöstern und den darin erkennbaren Auseinandersetzungen mit der Bibel ist ein Aufsatz befasst (Koldau).

Die Stärke dieses Sammelbandes liegt darin, dass die einzelnen Artikel beispielhaft Einblicke in unterschiedliche, teilweise unbekannte Quellen bieten und diese auf biblisch legitimierte Frauenbilder und ebenso Bibelinterpretationen von Frauen hin untersuchen. Die Beiträge zeigen, dass diese Spurensuche sehr lohnend ist und ein vielfältiges und komplexes Verhältnis von Frauen und Bibel enthüllt. In der Vielfalt der Zugangsweisen und Themen liegt jedoch nicht nur die Stärke, sondern darin zeigt sich zugleich auch ein offen gebliebenes Desiderat dieses Bandes. Trotz des hervorragenden Einführungsartikels fehlen ein weiterführender Diskurs zwischen den einzelnen Beiträgen sowie eine methodisch-hermeneutische Reflexion. Sprachlich fällt auf, dass die Qualität der Übersetzung der einzelnen Beiträge variiert und der inhaltlichen Qualität nicht immer gerecht werden kann. Nichtsdestotrotz steht es außer Frage, dass dieser Band wichtige Pionierarbeit leistet und eine wertvolle Grundlage für weitere Forschungen zu Bibel und Frauen im Mittelalter bildet.

*Susanne Gillmayr-Bucher*

MARCO FORLIVESI, RICCARDO QUINTO, SILVANA VECCHIO (HRSG.): »*Fides virtus*«. The Virtue of Faith from the Twelfth to the Early Sixteenth Century (Archa Verbi, Subsidia 12). Münster: Aschendorff 2014. XVI, 524 S. ISBN 978-3-402-10228-2. Geb. € 84,00.

Der zu besprechende Band untersucht in exegetischer, moraltheologischer und pastoraler Hinsicht das Verständnis des Glaubens als einer theologischen Tugend vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. Die reformatorischen Auseinandersetzungen um das Glaubensverständnis werden nur im Beitrag von Matthew Gaetano zu Domingo de Sotos Römerbriefkommentar berührt, die patristischen Voraussetzungen thematisiert der Eröffnungsvortrag von Paolo Bettolo.

Die Einleitung weist auf die Spannungen im Verständnis des Glaubens hin, welche die Beiträge durchziehen (*fides quae* und *fides qua*; menschliche Zustimmung und Gnadenerfahrung; Glaube als Basis von Ethik und monastischer Lebensform, darin aber unverfügbares Gnadengeschenk). Die Ambiguität von menschlichem Freiheitsentschluss und göttlicher Gnade, übender Habitualisierung und unverfügbarem Ereignis erfordert die je neue Klärung des vielschichtigen Glaubensbegriffs und begründet die Schwierigkeit, den Glauben im Gefüge der natürlichen und übernatürlichen Tugenden einzuordnen. Die Herausgeber konstatieren eine intrinsische Spannung, ja geradezu einen Widerspruch im Verständnis des Glaubens: Als »eingegossene« Tugend setzt er Gottes freie Initiative voraus, zugleich verlangt er die »willentliche Zustimmung auf Seiten des Glaubenden«, die wiederum »nur aufgrund des Glaubens möglich zu sein scheint« (XV). Hinzu kommt der prekäre gnoseologische Status des Glaubens, der – jedenfalls ab dem 12. Jh. – die mittelalterliche Theologie insgesamt umtreibt: seine erkenntnistheoretische »Schwäche« als eine Zustimmung ohne zureichende Einsicht, die mehr ist als eine Meinung und doch weder ein Wissen noch unmittelbare Schau; andererseits die »absolute Gewissheit und Wahrheit des Glaubens« (XV), die Erkenntnis und Willen betrifft.

Die insgesamt sehr lesenswerten Beiträge machen die Relevanz der mittelalterlichen Glaubenstraktate für eine heutige Theologie deutlich. Besonders gilt dies m. E. für die Ansätze des 12. Jhs., die sich dem Glauben erfahrungsnah und heilsgeschichtlich nähern, als einem Prozess und geistlichem Weg, der in der Gottesliebe begründet und auf sie hin finalisiert ist. H. Nakamura (23–37) zeichnet nach, wie Richard von St. Viktor an der Genealogie Jakobs den Glauben als einen Weg der Tugendbildung versteht: in der aufstei-

genden Liebesbewegung zu Gott, die im kenotisch-»absteigenden« Vollzug selbstloser Liebe zur Vollendung kommt. F. Mandreoli (151–182) entfaltet das sakramentale Glaubensverständnis Hugos von St. Viktor als Schlüssel seiner heilsgeschichtlichen Theologie: Das Wort Gottes verwandelt den Menschen, wenn er im Glauben die Hl. Schrift, das »Buch des Herzens« und das »Buch der Natur« meditiert. M. Embach (371–387) stellt die konkrete, metaphorisch präzise Inszenierung des Kampfes der Tugenden um das Heil der Seele im »ordo virtutum« Hildegards von Bingen vor, die in ihrer mystagogischen Theologie die habituelle Dimension des Glaubens in der Metapher des »Gewandes«, die »spekulative« in der Metapher des »Spiegels« vorstellt.

Die komplexen Distinktionen der Hoch- und Spätscholastik entfalten diese spekulative Seite begrifflich und legen die Grundlage für eine kritische Vergewisserung der epistemischen und der gemeinschaftsbildenden Bedeutung des Glaubens. Dabei verlieren sie allerdings in ihrer Abstraktion an Erfahrungsnahe. T. Marschler zeigt, dass im hochdifferenzierten Glaubenstraktat des Thomas bereits ein Verständnis der Offenbarung als Selbstoffenbarung grundgelegt ist. Die Beiträge zu Scotus und Ockham zeigen die Problematisierung des Glaubens unter rationalistischen und intellektualistischen Vorzeichen, wie sie dann die neuzeitliche und zum Teil noch die heutige Auseinandersetzung um den Glauben prägen. Das nominalistische Verständnis von Glaube und Vernunft münde – so C. Grellard – nicht einfach in Voluntarismus, es werfe zugleich die bis heute zentralen Fragen nach glaubwürdigem Zeugnis, nach der Kirche und ihrer Autorität, nach dem Verhältnis von implizitem und explizitem Glauben auf.

Die wenigen Schlaglichter mögen zeigen, wie lohnend die zunächst vielleicht speziell anmutende Thematik des Bandes für eine heutige Auseinandersetzung um das Verständnis des Glaubens als Lebens-, Wissens- und Sozialform ist.

*Martin Kirschner*

SIEGFRIED KARL: Ratio und Affectus. Zum Verhältnis von Vernunft und Affekt in den Orationes sive Meditationes und im Prosligion Anselms von Canterbury (1033/4–1109) (Studia Anselmiana, Bd. 160). Rom: EOS – Editions of St. Ottilien 2014. LXXII, 1118 S. ISBN 978-3-8306-7594-5. Geb. € 69,95.

In der Anselmforschung finden die Briefe, Gebete und Meditationen zunehmend Aufmerksamkeit. Dabei wird deutlich, dass eine Trennung von »rein« philosophischer Argumentation, theologisch-spekulativem Denken, von spirituellem Werk und pastoralem Wirken den Blick auf Anselms spezifische Methode und Denkform verstellt. Die umfangreiche Monografie von Siegfried Karl arbeitet anhand der *Orationes sive meditationes* (*OrMed*) und des *Prosligion* (*Prosl*) im Detail heraus: »Affekt und Erkenntnis sind die beiden Pole, von denen aus das Werk Anselms angemessen bewertet werden kann« (1025).

K.s Studie differenziert zunächst Inhalt wie Verständnis der Affekte bei Anselm: Diese sind im Geist- und Personzentrum des Menschen (*mens, cor*) verankert, liegen der doppelten Willensausrichtung auf das Wohlergehen (*commodum*) und das Rechte (*rectitudo*) zugrunde, verbinden damit Emotionalität, Erfahrung und ethische Ausrichtung und bezeichnen die Empfänglichkeit des Menschen für die Gnade Gottes (1007–1009). An manchen Stellen erweckt der Autor den Eindruck, es gehe Anselm darum, die zuerst gedachte, objektive christliche Glaubenswahrheit dann nachträglich affektiv erlebbar zu machen, in der »Angleichung des Affektes an das Erkannte« (1010 u. ö.). Das Verhältnis von *ratio* und *affectus* bliebe dann äußerlich und nachträglich,

könnte manipulativ missverstanden werden und verfehlte gerade das, was der Autor an anderer Stelle zu Recht festhält: dass nämlich die ursprüngliche, affektive Glaubenserfahrung Voraussetzung der theoretischen Gotteserkenntnis ist (1020) und dass die angestrebten religiösen Affekte von der »unverfügbaren und freien Gnade Gottes und ihrem aktuellen innerseelischen Wirken« abhängen (1011). Hier stellt sich bei der Lektüre eine Ambivalenz ein, die zwischen deduktiver Ableitung der Affekte aus Vernunft, objektiver Glaubenswahrheit und einem wechselseitigen, transformierenden Erschließungsprozess von *ratio* und *affectus* schwankt. Während das transformative Verständnis m. E. den Zugang zur Rationalität Anselms eröffnet, führt das deduktive Verständnis auf Irrwege, die gerade bei den heiklen Bußbetrachtungen in jene fatale Sündenfixierung und damit einhergehende Erzeugung permanenter Schuldgefühle führen, die wirkungsgeschichtlich oft mit Anselm verknüpft und zu Recht scharf kritisiert werden. Diese Gefährdung blendet K. aus, etwa wenn er davon spricht, dass »Ziel der Bußbetrachtung [...] die Ausprägung einer existentiell und habituell gewordenen Bußgesinnung [sei], in der Disposition und akutes Gefühl nicht voneinander getrennt werden können« (310). Hier bleibt das Frühwerk Anselms m. E. ambivalent, da der Sieg der Barmherzigkeit Gottes in Übereinstimmung mit seiner Gerechtigkeit zwar geglaubt, nicht jedoch eingesehen wird. Solche Einsicht gewinnt Anselm erst in *Cur Deus homo* und der nachfolgenden *Meditatio redemptionis humanae*. Da K. *OrMed* als Corpus interpretiert und die biografische Situierung bei der Interpretation nicht berücksichtigt, kommt der theologische Erkenntnisprozess zwischen den ersten beiden und der späten dritten Meditation nicht in den Blick.

Die Radikalität der Sünde sowie die Finalisierung von Anselms Erkenntnisweg auf Gottesschau und umfassende Gottesliebe arbeitet K. deutlich heraus und zeigt plausibel, dass Anselms Werk als eine mystagogische Theologie zu verstehen ist, die eine dialektische Spekulation *sola ratione* zum Gegenstand der *meditatio* macht, um darüber an die ganzheitliche geistliche Erfahrung heranzuführen, deren Ziel letztlich die eschatologische Schau ist (1015–1019). Um diese mystagogische Methode heute fruchtbar zu machen, dürften die Bußbetrachtungen mit ihrem außerordentlich scharfen Sündenbewusstsein die eigentliche Klippe der Rezeption darstellen: Sie sind für Anselms Theologie wesentlich, wirken heute aber anstößig. Hier wäre eine kritische Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang von Reue, Barmherzigkeit und Liebe bei Anselm lohnend.

K.s gründliche Studie hat Anselms Affektenlehre in einer ungeheuren Fleißarbeit erschlossen – eine systematische und kritische Rezeption ist dem Buch wie der in ihm verhandelten Sache sehr zu wünschen.

Martin Kirschner

INGRID WÜRTH: Geißler in Thüringen. Die Entstehung einer spätmittelalterlichen Häresie (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Bd. 10). Berlin: Akademie Verlag 2012. 545 S. m. Abb. Geb. ISBN 978-3-05-005790-3. € 99,80.

In der historischen Mediävistik werden Geißler allgemein mit der Pestpandemie um die Mitte des 14. Jahrhunderts assoziiert. Dessen ungeachtet gab es freilich auch unabhängig vom Schwarzen Tod überwiegend lokal agierende soziale Gruppen, für die die Selbstgeißelung konstitutiv war. Bisweilen besaßen sie jedoch auch einen überregionalen Aktionsradius. So kam es beispielsweise im Jahr 1260 zu einer größeren (Geißler-)Bewegung, die ihren Ursprung in den Predigten des Raniero Fasani in Perugia hatte und über Nord-



und Mittelitalien auch Deutschland, Frankreich und Österreich erreichte. Des Weiteren gelang es 1334 dem Dominikanermönch Venturino da Bergamo mit einer Predigt, zahlreiche Menschen zu einem Geißlerzug zu veranlassen. Gemeinsam ist diesen Bewegungen, dass die Selbstgeißlung als besonders probates Bußmittel verstanden wurde, um das gefährdete Seelenheil zu sichern.

Der Klerus nahm mit Blick auf die Flagellanten zunächst keine eindeutige Position ein. Während einerseits Geistliche vielerorts zu den führenden Akteuren der Geißlerzüge gehörten, gab es andererseits zunehmend kirchliche Restriktionen. Erst im Zusammenhang mit den Geißlerzügen während der großen Pestpandemie um die Mitte des 14. Jahrhunderts kam es mit der Urkunde *Inter sollicitudines* Clemens' VI. vom 20. Oktober 1349 zu einer umfassenden Verurteilung der öffentlichen Selbstgeißlung. Damit einher ging auch das Verbot der Geißlerumzüge. Nichtsdestotrotz konnten sich die Flagellanten in einigen Regionen länger halten. So entwickelte sich in Thüringen aus den Geißlerzügen des Jahres 1349 eine häretische Gemeinschaft, welche die Selbstgeißlung ritualisiert hatte und sich im Wesentlichen auf die Lehren Konrad Schmid, der die Sekte in den 1360er-Jahren anführte, stützte. In ihr wurde die Selbstgeißlung als Sakrament verstanden, während der kirchliche Primat der Heilsvermittlung und die Wirksamkeit der kirchlichen Sakramente abgelehnt wurden.

Mit der »Konrad-Schmid-Sekte« beschäftigt sich die Dissertation »Die Geißler in Thüringen im 14. und 15. Jahrhundert«, die Ingrid Würth der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena 2011 vorgelegt hat und die im Jahr 2012 unter dem Titel »Geißler in Thüringen. Die Entstehung einer spätmittelalterlichen Häresie« in gedruckter Form erschien. In der »Untersuchung von 150 Jahren Geißlergeschichte in Thüringen« sieht Würth »die einzigartige Möglichkeit, in einem enger begrenzten Raum die Entwicklung einer häretischen Sekte aus einer ursprünglich orthodoxen Bußbewegung heraus nachzuvollziehen« (17). Folgerichtig ist der Hauptteil der Arbeit in drei Teile gegliedert. So folgt auf die recht knappe Einleitung, die den Forschungsstand grob skizziert, ein Kapitel über die Geißler des Jahres 1348/49. Anschließend wird die Konrad-Schmid-Sekte in den 60er-Jahren des 14. Jahrhunderts näher untersucht und schließlich ihre weitere Entwicklung im 15. Jahrhundert betrachtet. Abgeschlossen wird die Darstellung durch ein Fazit, das die zahlreichen Einzelergebnisse der Arbeit gut zu bündeln versteht. Beigegeben sind dem Band schließlich noch Editionen der *Prophecia* des Konrad Schmid, der *Articuli* der Sekte und des Gutachtens *Utrum flagellatores*, denen leider keine kritischen Apparate angefügt sind sowie ein Abdruck der »wichtigsten Quellen zur Verfolgung der thüringischen Geißler im 15. Jahrhundert [...], die an verstreuten und leider schwer zugänglichen Stellen ediert worden sind« (467).

Positiv hervorzuheben ist insbesondere die Quellenarbeit der Verfasserin. So sind für das Kapitel über die Geißlerzüge der Jahre 1348/49 sechsundsechzig historiographische und 17 weitere Quellen (Inschriften, Urkunden, Traktate...) ausgewertet worden. Dabei werden die wichtigsten Schriftzeugnisse auch unter quellenkritischen Gesichtspunkten ausführlich gewürdigt. Die Grundlage des zweiten Teils stellen die *Articuli* der Sekte sowie die *Prophecia* des Konrad Schmid und das Gutachten *Utrum flagellatores* dar. Das dritte Kapitel stützt sich schließlich auf die *Articuli* der Sekte im 15. Jahrhundert (Sangerhausen, Sondershausen) und auf verschiedene Inquisitionsdokumente. Der hohen Zahl der ausgewerteten Quellen mögen dann auch vereinzelte Flüchtigkeitsfehler geschuldet sein. So handelt es sich bei den auf Seite 64 erwähnten *domini* Bronchorst und Giselbert tatsächlich wohl um eine einzige Person aus dem Adelsgeschlecht Bronchorst.

Würth analysiert die genannten Quellen sehr sorgfältig und versucht dabei, das »pro-reformatorische Potential« der Sekte aufzeigen, die sie zudem als »geistiges Bindeglied zwischen Mittelalter und Reformation« (22) versteht. Dementsprechend sieht sie bei der Konrad-Schmid-Sekte im Gegensatz zu den Geißlerzügen während der Zeit des Schwarzen Todes eine deutliche Radikalisierung mit Blick auf den antiklerikalen Impetus. Immerhin hätte die Sekte das vorausgenommen, »was durch Johannes Hus Anfang des 15. Jahrhunderts zu voller Entfaltung gelangen sollte« (426). Bei den Flagellanten des Jahres 1349 kann sie dagegen keine dezidiert antiklerikale Haltung erkennen. Zukünftige Arbeiten werden sich mit dieser These auch vor dem Hintergrund des offensichtlichen Anspruchs auf Sakramentenspende, den die Geißler des Jahres 1349 vertraten, und der darin zum Ausdruck kommenden Negation des kirchlichen Primats auf Heilsvermittlung auseinandersetzen haben. In diesem Zusammenhang wird die weitere Interpretation der entsprechenden Quellenbelege, in denen beispielsweise von Amtsanmaßungen der Geißler berichtet wird (u. a. in der Kölner Weltchronik »*Audiebant alter alterius confessiones sibi invicem penitencias iniungentes*« oder in den Gesta Trevirorum »*quibus etiam confitebantur, et ab eis absoluebantur, et poenitentiam imjunctam peregerunt*«) und die von Würth sauber zusammen getragen worden sind (141, Anm. 725ff.), eine bedeutende Rolle spielen. Immerhin betont die Verfasserin zu Recht, dass deren Bewertung lediglich »an Nuancen« (143) festzumachen sei und führt ferner aus, dass das jeweilige Urteil der Zeitgenossen über die Geißler vom eigenen Standpunkt, d. h. hier besonders von der Nähe zur Amtskirche, abhängig gewesen sei. Insgesamt könne »den Geißlern ihre Naivität zugutegehalten werden, die sie die Tragweite ihres Handelns nicht voll erkennen ließ« (145). Eine weitergehende Analyse müsste methodisch an der Arbeit Würths anknüpfen, um in der Gegenüberstellung mit weiteren heterodoxen Bewegungen zu einer differenzierten Einschätzung des antiklerikalen Impetus der Geißlerbewegung um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu kommen.

Positiv zu würdigen sind ferner die zahlreichen interessanten Einzelbeobachtungen, die von der Verfasserin auf der Grundlage ihrer sorgfältigen, viele Details berücksichtigenden Quellenarbeit gemacht werden. Mancherorts hätten interessante Schlussfolgerungen freilich einer ausführlicheren Begründung bedurft – so beispielsweise die These, dass die Geißler »an sich selbst die größtmögliche Vertiefung« in die Passion Christi vollzogen und »die mitleidenden Zuschauer hier zu Zeugen dieser Vergegenwärtigung des Erlösungswerkes und damit in gewisser Weise Teil des evangelischen Geschehens, auch ohne selbst einer Geißlergruppe beizutreten« würden, wodurch wiederum »die Unmittelbarkeit des Rituals extrem gesteigert und die Wirksamkeit der Buße erhöht« und somit »die Aussichten auf die Gnade Gottes und die Verbesserung der Situation der Menschen potenziert« würden (92). Hier wären weitere Erläuterungen, die über den Verweis auf den Aufsatz von Mitchell B. Merback hinausgehen, hilfreich gewesen.

Insgesamt handelt es sich dessen ungeachtet um eine gut recherchierte Darstellung, die sich auf solide Quellenarbeit stützt und auch in der Argumentation zu gefallen versteht. Überdies ist es der Verfasserin gelungen, zahlreiche, teils entlegene Quellen auszuwerten und interessante Einzelbeobachtungen herauszustellen. Insbesondere im zweiten Teil der Arbeit gelingt es Würth, auf der Grundlage einer genauen Analyse der wenigen überlieferten Quellen (vgl. oben), den Weg der Konrad-Schmid-Sekte bis ins 15. Jahrhundert, ihre Glaubensinhalte und Praktiken, zu rekonstruieren. Letztlich bleibt zu fragen, ob das Kapitel über die Geißlerzüge zur Zeit des Schwarzen Todes mit Blick auf das eigentliche Thema der Dissertation in dieser Ausführlichkeit tatsächlich von Nöten gewesen ist. Gleichwohl wird wohl keine folgende Arbeit über die Flagellanten zur Zeit des Schwarzen Todes ohne die Arbeit von Ingrid Würth auskommen,

die somit nicht nur mit Blick auf die spätmittelalterliche Ketzergeschichte von Belang ist.

Mareike Roder

ANSGAR FRENKEN: Das Konstanzer Konzil. Stuttgart: Kohlhammer 2015. 309 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-021303-6. Kart. € 32,99.

Der Verfasser der vorliegenden Konzilsgeschichte stellt gleich im Eingang seines Werkes die nicht unerhebliche Frage, warum ein weiteres Buch zum Konstanzer Konzil (1414–1418) nötig sei, wo Walter Brandmüller vor gut zwei Jahrzehnten (1991/1997) doch ein zweibändiges und weithin erschöpfendes Standardwerk zum Thema vorgelegt habe und im Rahmen des Konzilsjubiläums darüber hinaus manche andere Publikation erschienen ist. Die Frage ist wichtig, denn sie führt zum Kern dessen, was Ansgar Frenken in seinem Buch bietet. Er will, wie er unter Verweis auf Rezensionen des Brandmüllerschen Werkes von Jürgen Miethke und Dieter Girgensohn deutlich macht (6), »kritisch und unvoreingenommen« (7) über das Constantiense berichten.

Der von ihm gewählte Blickwinkel ist deshalb bewusst der eines »profanen Historikers« (7 und 204) und nicht, wie dies teilweise bei Brandmüller der Fall war, der eines dezidiert katholisch wertenden Kirchenhistorikers. Diese Neuperspektivierung ist berechtigt, hat sie doch, worauf der Verfasser gleich im Vorwort hinweist, auch mit dem Ereignis selbst zu tun, das keineswegs nur eine kirchlich-synodale Versammlung, sondern auch ein »politischer Kongress« (7) gewesen sei.

Frenkens Konzilsbuch bietet deshalb auch keine erschöpfende Gesamtdarstellung. Denn eine solche liegt aus der Feder Brandmüllers vor, die der Verfasser als »unverzichtbar und vorläufig auch unerreicht« (27) bezeichnet. Er sucht den Blick auf das Konzilsgeschehen vielmehr »multiperspektivisch« zu erweitern und einzelne von Brandmüllers Akzentsetzungen und Wertungen zu hinterfragen und zurechtzurücken, also bewusst zur »Korrektur bisheriger Einschätzungen« (21) beizutragen.

Ziel ist es, eine Geschichte des Konstanzer Konzils zu schreiben, die diese nicht nur aus einer (römisch-)katholischen Sicht bewertet, sondern diese – ganz im Sinne der durch Johannes Helmrath und Heribert Müller geprägten neueren Forschung – als »polyvalentes Ereignis« (27) würdigt. Dass dies dem Buch durchaus gelungen ist, geht aus der klaren und dem Gegenstand angemessenen Gliederung hervor.

In einem ersten, etwas ausführlicheren und chronologisch gehaltenen Teil werden, ausgehend von seiner gegenwärtigen Wahrnehmung und aktuellen Forschungsergebnissen (15–31), »Das Konstanzer Konzil und seine Geschichte« (15/32–190) vorgestellt. Dabei wird am Ende – gehören die beiden Konzilien doch eng zusammen – auch noch ein knapper Ausblick auf das Nachfolgekonzil zu Basel (1431–1449) gegeben (179–190).

In einem zweiten, systematischen Teil – und hier liegt das eigentliche Verdienst des Buches – werden übersichtlich »Zentrale Aspekte der Forschung« (193–267) präsentiert, an dessen Ende ein »kritischer Blick zurück auf die Leistungen des Constantiense« (262–267) steht. Was Frenken hier resümierend bietet, ist ein Forschungsbericht, der das, was er in seiner Dissertation von 1995 über die letzten 100 Jahre der Erforschung des Constantiense dargelegt hatte (Die Erforschung des Konstanzer Konzils [1414–1418] in den letzten 100 Jahren, Paderborn 1995), bis zum Jahr 2013 ergänzt. Beschlossen wird das Buch von einem Glossar (268–270), das dem konzilsunkundigen Leser einschlägige *termini technici* (wie etwa Avisament oder Bulle) erklären soll, einer Auswahlbibliographie (271–302) sowie einem Personen- und Ortsnamenregister (303–309).

Das Buch zeugt durchweg von einer tiefen, differenzierten und nahezu umfassenden Kenntnis der dargestellten Materie (und Literatur), wie es von einem Autor, der sich jahrzehntelang mit einem Thema beschäftigt hat, nicht anders zu erwarten ist. Es überzeugt in seinem unaufgeregten, ausgewogenen und sachlichen Stil und besticht darüber hinaus durch klare und präzise Sprache und ein entsprechendes Urteil. Zugleich stützt sein Duktus die in der jüngeren Konzilsforschung geäußerte These, dass sich die Präferenzen der modernen Forschung von der Theologie (Ekklesiologie) und Kirchengeschichte zur (profanen) Geschichte hin verschoben haben.

Die »Historisierung« – und die damit einhergehende »Entideologisierung« (Heribert Müller, *Die kirchliche Krise des Spätmittelalters. Schisma, Konziliarismus und Konzilien*, München 2012, 71) – tut dem Thema sichtlich gut, korrigiert sie doch die »Blickverengung« (21) und »perspektivische Verkürzung« (21) der älteren Forschung. Das Konstanzer Dekret »Haec sancta« bleibt auch bei Frenken ein wichtiges Thema, ist aber nur eines unter vielen, ohne dass dieses den Gegenstand, wie dies etwa noch 1965 in einem Forschungsbericht August Franzens (21f.) der Fall war, weitgehend beherrscht.

Die von Frenken vorgenommene Akzentverschiebung führt zu einer merkwürdigen »Öffnung« des Themas und damit zu einer »Blickerweiterung«, der Gegenstand wird wieder in seinen historischen Zusammenhang (21) gestellt, der neue Fragen, Methoden und Herangehensweisen impliziert. Dies wird hauptsächlich in den Kapiteln 9–11 des zweiten Teiles deutlich. Hier werden neuere Forschungsansätze, die teilweise bereits auf einem Symposium zum Konstanzer Konzil des Jahres 2010 und auf der Reichenau-Herbsttagung des Jahres 2011 (publiziert 2014) virulent waren, in das Gesamtbild der Synode integriert.

Das Konzil wird unter dem Aspekt des Zeremoniells, des Rituals und der symbolischen Kommunikation perspektiviert, aber auch als »Kommunikationszentrum« und als »Forum weltlicher Aktivitäten« analysiert und dargestellt – Aspekte, die in Brandmüllers voluminöser Darstellung noch gar nicht oder nur am Rande berücksichtigt wurden. Dazu zählt auch ein Aspekt, den vor allem Jürgen Miethke, Johannes Helmuth, aber auch Thomas Rathmann hervorgehoben haben: Das Konzil als »mediales Ereignis«.

Es ist sicher verfrüht, von einem Paradigmenwechsel bezüglich der neueren Konzilsforschung zu sprechen, aber Frenken reiht sich hier doch deutlich in eine Forschungslinie ein, die mit den Reichenau-Tagungsbänden von Heribert Müller und Johannes Helmuth (2007) bzw. von Gabriela Signori und Birgit Studt (2014) bezeichnet sind. Der große Vorzug des von Frenken verfassten Buches besteht fraglos darin, dass es nicht nur den Versuch unternimmt, die Geschichte des Konzils, soweit aus den Quellen bekannt, noch einmal neu zu schreiben, sondern auch die Forschung zu resümieren.

Probleme und offene Fragen werden klar angesprochen, Forschungsdesiderata benannt, Fehleinschätzungen korrigiert. Diese Vorgehensweise hat teilweise gewiss etwas Nüchtern-Buchhalterisches, ist aber angesichts der mitunter hitzigen und – im Zuge des Vaticanum II – stark ideologisierten Debatten der Vergangenheit um die Geschichte und Deutung dieses bedeutenden spätmittelalterlichen Konzils und seiner Beschlüsse auch etwas sehr Wohltuendes, zumal die Fülle der Informationen, die das Buch (vor allem auch in den Anmerkungen) dem Leser *en detail* bietet, profund, differenziert und – auch für den Kenner der Materie – überaus hilfreich und weiterführend ist.

Es ist in diesem Zusammenhang – das sei nur am Rande angemerkt – allerdings ein nicht unerhebliches Manko des Buches, dass es, nachdem es bereits sehr lange vom Verlag im Netz angekündigt war, erst nach Abschluss des großen Jubiläumsjahrs

2014, nämlich im Januar 2015, erschienen ist, d. h. neuere Forschungsliteratur nur bis zum Stichdatum »Mitte 2013« (8) rezipiert und verarbeitet werden konnte. Das heißt, dass zwischen der Abgabe des Manuskripts und dem Erscheinen des Buches mehr als 1 ½ Jahre liegen. Das ist angesichts des durch das Jubiläum veranlassten Publikationschubs viel Zeit und führt dazu, dass nahezu die gesamte neuere Literatur zum Konstantienze, die im Vorfeld und im Rahmen des Jubiläums erschien, in der Monographie unberücksichtigt bleibt.

Es handelt sich immerhin um einen gewichtigen Band der renommierten Reichenau-Vorträge, hg. von Gabriela Signori und Birgit Studt, einen von Karl-Heinz Braun u. a. herausgegebenen Essayband zum Konzil, den Katalog zur Großen Landesausstellung und zwei Monographien, die beide 2013 zum Konstanzer Konzil erschienen sind sowie eine Schweizer Publikation mit dem Titel »Rom am Bodensee«.

Das dadurch entstehende Problem, das sei ausdrücklich betont, ist gewiss nicht dem Autor, sondern dem Verlag anzulasten, ist im Rahmen einer eventuellen Neuauflage aber doch unbedingt zu beheben, weil man sonst das Gefühl nicht los wird, dass ein neues Buch sich nicht wirklich auf dem aktuellen Forschungsstand befindet. In diesem Zusammenhang müsste auch das mittlerweile auf mehrere Monographien angewachsene Werk des an der University of New England in Australien lehrenden Historikers Thomas A. Fudge stärker berücksichtigt werden.

Fudge hat in den letzten Jahren nicht nur mehrere Bücher zum »Hus-Komplex« vorgelegt, sondern auch unser Bild vom Konstanzer Geschehen bezüglich des tschechischen Reformators nicht unwesentlich revidiert. Bei Frenken werden diese wichtigen Bücher mit Ausnahme eines Exemplars, das nicht berücksichtigt werden konnte (223, Anm. 39), eigentümlicherweise aber gar nicht erwähnt.

Irritierend ist auch, dass im Glossar auf S. 268 betont wird, alle Begriffe, die im Text mit einem \* versehen seien, würden im Glossar erklärt, »*via compromissi*« (39) findet sich dort aber nicht, ebensowenig wie »*congregatio fidelium*« (40f.) oder »Definitivsentenz« (140), obwohl alle drei im Text mit Stern markiert sind.

Unverständlich bleibt auch, warum auf S. 38 »*via subtractionis*« mit Stern versehen und erklärt wird, »*via facti*« auf derselben Seite aber weder mit Stern versehen noch erklärt wird. Es heißt meines Erachtens auch, des Guten zu viel zu tun, einen Begriff (hier: »Obödienz«) auf drei Seiten (42–44) sechs Mal und auch weiterhin und schon davor (36–38 fünf Mal) jeweils mit Stern zu versehen, obgleich der Leser wohl schon beim ersten Mal nachgeschlagen hat. Es ist auch die Frage, ob man »Obödienz« (269) erklären muss, »Ökumenizität« (43), »Pisanum« (43), »Basiliense« (17), »*contententes de papatu*« (44) und »*advocatus ecclesiae*« (51) usw. aber unerklärt stehen lassen kann.

Hinzu kommt, dass die (kapitelweise nachgestellten) Anmerkungen und Quellenzitate (64), aber auch die Karten (48) und Stadtpläne (65) mit so kleiner Schriftgröße gedruckt sind, dass man sie kaum lesen bzw. identifizieren kann. Hier Abhilfe zu leisten, wäre ebenfalls Sache des Verlags gewesen. Hilfreich sind die vom Darstellungstext abgehobenen »Merkkästen« (etwa zu Baldassare Cossa, 49f., zur leopoldinischen Linie der Habsburger, 59 oder zu Pierre d'Ailly, 71), die immer wieder kompakt wichtige Informationen zu Personen und Zusammenhängen liefern. Auf Seite 110 ist ein Datum, die Absetzung Papst Benedikts XIII. betreffend (26. Juni 1417), falsch wiedergegeben, richtig findet es sich auf den Seiten 98, 142 und 202 (nämlich 26. Juli 1417). Der Vertrag von Canterbury wurde am 15. August 1416 (nicht 1415) geschlossen (111). Der Knecht des Freiherrn von End wurde nicht »auf der Rheinbrücke« hingerichtet, sondern – Richental berichtet ausführlich davon – im See von den Konstanzer Söldnern ertränkt (133). Kleinere orthographische Fehler finden sich auf den Seiten 8, 103 und 159.

Aber die genannten, eher formalen und in einer Neuauflage leicht zu behebenden Kritikpunkte sind jedoch allesamt Kleinigkeiten, die das große Verdienst, das sich der Verfasser mit der Darstellung des Konstanzer Konzils erworben hat, nicht schmälern können. Die Monographie zählt nach Brandmüllers Werk, dem anlässlich der Landesausstellung 2013 von Karl-Heinz Braun u. a. herausgegebenem Essayband sowie dem von Gabriela Signori und Birgit Studt betreuten Tagungsband »Das Konstanzer Konzil als europäisches Ereignis« (2014) fraglos zu den wichtigeren Publikationen der letzten Jahre, zu denen man auch dann noch greifen wird, wenn das »lange« Konstanzer Konzilsjubiläum (2014–2018) längst vorbei und vergessen sein wird.

Thomas Martin Buck

KATHRYNE BEEBE: *Pilgrim & Preacher. The Audiences and Observant Spirituality of Friar Felix Fabri (1437/8–1502)* (Oxford Historical Monographs). Oxford: Oxford University Press 2014. 270 S. m. Abb. ISBN 978-0-19-871707-2. Geb. £ 60,00.

Kathryne Beebe untersucht in ihrer für den Druck aufbereiteten Dissertation die in Umfang, Sprache, Inhalt und Stil sehr verschiedenen Heilig-Land-Beschreibungen des Ulmer Dominikaners Felix Fabri. Obwohl die Texte über seine zweimalige Pilgerfahrt nach Jerusalem und nach Ägypten 1480 und 1483 lange bekannt sind und sich insbesondere sein Hauptwerk, das lateinische *Evagatorium in Terrae Sanctae* in der Forschung nach wie vor großer Beliebtheit erfreut, fehlt eine grundlegende vergleichende Studie, die seine auf Deutsch verfassten Reiseberichte gleichrangig einbezieht und im Hinblick auf ihren spezifischen Entstehungskontext, auf ihre Beziehung zwischen Autor und Leser sowie auf ihre Rezeption analysiert. Dies umfasst das einigen süddeutschen Adeligen, die ihn als Beichtvater für seine zweite Wallfahrt engagierten, gewidmete *Pilgerbuch*, den für ein Nonnenstift erarbeiteten spirituellen Pilgerführer (*Sionpilger*) sowie ein Fabris erste Reise beschreibendes Reimgedicht (*gereimtes Pilgerbüchlein*). Beebe schließt diese Lücke, indem sie weniger ganz konkrete Vergleiche einzelner Passagen ins Zentrum stellt. Vielmehr legt sie den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Analyse der Überlieferungsgeschichte der Manuskripte und Druckausgaben, um einerseits die unterschiedlichen Interessen und Bedürfnisse der jeweiligen Leserschaft in den Blick zu nehmen und andererseits Fabris Rolle als Anhänger der Observantenbewegung und als in Ulm und Umgebung beliebter Prediger zu hinterfragen.

Nach einführenden Kapiteln mit einem Abriss über Fabris Pilgerfahrten und souverän komprimiertem Forschungsstand zu Pilgerberichten sowie einem aktualisierten Blick auf das breite Gesamtwerk des gebürtigen Baslers und »hereingeschmeckten Schwaben« (Folker Reichert) bilden die Abschnitte drei bis fünf den eigentlichen Hauptteil der wertvollen Studie. Das dritte Kapitel analysiert zunächst das von Fabri in seinen Vorworten und Beschreibungen jeweils intendierte Publikum, das von den klerikalen Kreisen seiner Klosterbrüder sowie den Nonnen als Adressaten der *Sionpilger* bis zu der vornehmlich aus Laien bestehenden Leserschaft seiner adeligen Reisegefährten einschließlich ihrer Haushalte reicht. Dies überprüft Beebe im Folgekapitel durch eine bislang fehlende systematische Untersuchung der Provenienz und Nutzung der Abschriften sowie Informationen zu den namentlich bekannten Kopisten, Besitzvermerken und Marginalien. Im Ergebnis stimmen intendiertes und tatsächliches Publikum vielfach überein. Beebe zeigt am Beispiel einer frühen, vom Benediktiner Johannes Nuer angefertigten Kopie des *Evagatoriums* sogar auf, wie Fabri selbst einige handschriftliche Ergänzungen vornahm und somit die Produktion dieser Abschrift

intensiv begleitete. Doch offenbart die detaillierte Analyse der vielschichtigen Rezeption auch Fälle, die von Fabri's Intentionen abwichen. So weist sie etwa nach, dass vom lateinischen *Evagatorium* partielle Übersetzungen ins Deutsche gefertigt wurden und so einem größeren Leserkreis offen waren. Sein deutsches *Pilgerbuch* wiederum fand zumindest in einem Fall auch seinen Weg in ein dominikanisches Frauenstift, obwohl Fabri vielleicht diese eher die weltlichen Aspekte der Reise betonende Fassung als ungeeignet für die Nonnen empfunden hätte. Die Texte, die in Manuskripten und Drucken mit Fabri's Werken zusammengebunden waren, lassen überdies Rückschlüsse sowohl auf spezifisch spirituelle und weltliche Leserinteressen als auch deren Wandel zu. In Kapitel fünf konzentriert sich Beebe vor allem auf die *Sionpilger* und arbeitet exemplarisch heraus, wie stark und in welcher enger Abstimmung mit den Erwartungen seiner Auftraggeber Fabri seine Reiseerfahrungen und sein gelehrtes theologisches Wissen umformte und auf diese Weise spätmittelalterliche Frömmigkeitsvorstellungen und spirituelle Strömungen sichtbar werden.

Beebe's Studie zeigt beispielhaft auf, wie neuere Kulturforschung und klassische Methoden zur Erforschung der Überlieferungsgeschichte und Rezeptionsästhetik kombiniert und für die Reiseberichte fruchtbar gemacht werden können. Die abschließende *Conclusio* ist in dieser Hinsicht nochmals ein Plädoyer für die umfassende, auch die materielle Überlieferung einschließende Kontextualisierung von Reiseberichten. Erst so lassen sich die spezifischen Besonderheiten und Aussagen dieser Texte erfassen, die so viel mehr sind als unreflektierte Schilderungen über ferne Länder und fremde Kulturen. Die gelungene Studie besticht durch ihre klare Struktur, tiefgründige Analyse und pointierte Schreibweise wie auch durch hilfreiche Tabellen, Karten und Register. Es wäre wünschenswert, dass weitere vormoderne Reisebeschreibungen in solcher Weise decodiert würden, doch kommt Fabri mit seinen gleich vier divergierenden Narrativen – wieder einmal – eine Sonderstellung unter den Pilgerautoren zu.

Stefan Schröder

### 5. Reformation und Frühe Neuzeit

JOACHIM WHALEY: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und seiner Territorien, Bd. I: Von Maximilian I. bis zum Westfälischen Frieden 1493–1648, Bd. II: Vom Westfälischen Frieden zur Auflösung des Reichs 1648–1806. Darmstadt: Philipp von Zabern 2014. Bd. I: 846 S., Bd. II: 836 S. ISBN 978-3-8053-4825-6. Geb. € 129,00.

Wenn sich ein englischer Historiker mit deutscher Geschichte beschäftigt, wird er in Deutschland wahrgenommen. Dies ist umgekehrt eher selten der Fall. Die Deutschen sind offensichtlich daran interessiert, wie andernorts ihre eigene Vergangenheit rezipiert und gedeutet wird. Dass fast nur noch zeitgeschichtliche sowie die Darstellungen in den Fokus einer breiteren Öffentlichkeit gerückt werden, die mit historischen Jubiläen verbunden sind, hängt eng mit den schulischen Lehrplänen und den Vorlieben des Feuilletons zusammen. All dies trifft aber für das monumentale Meisterwerk Joachim Whaley's nicht zu, das inzwischen bereits in der zweiten Auflage vorliegt. Der in Cambridge lehrende Historiker ist seit langem als profiliertes Kenner der deutschen Geschichte bekannt und hat nun eine Gesamtdarstellung vorgelegt, die eine neue und faszinierende Sicht auf das 1806 untergegangene Alte Reich bietet. Dass der deutsche Verlag das Risiko auf sich genommen hat, mehr als 1500 Textseiten übersetzen zu lassen, ist nicht nur mit den ausgezeichneten Rezensionen der englischen Originalausgabe zu erklären, sondern vor allem damit, dass hier ein Desiderat der deutschen Forschung gefüllt wird. Die gelungene

Übersetzung hat sich glücklicherweise an der sehr guten Lesbarkeit des englischen Originals orientiert. Es versteht sich von selbst, dass beide Bände dieses Standardwerkes mit Registern gut erschlossen sind und auch die mehr als 100 Seiten Literaturangaben kaum Wünsche offenlassen.

Whaley verbindet richtungweisend die großen historischen Strukturen mit interessanten Details. Er berichtet über aktuelle Forschungskontroversen, ohne das gesicherte ältere Wissen zu vernachlässigen. Auf diese Weise entsteht ein geschlossenes Ganzes, das vom ersten bis zum letzten Satz beispielhaft belegt, wie sich *eine* deutsche Geschichte als diejenige von Kaiser und Reich, aber auch als diejenige einer gemeinsamen Kultur (Reformation, Barock, Aufklärung) erzählen lässt. Neben den profund vorgetragenen politischen und verfassungsrechtlichen Entwicklungen des Reiches und seiner Territorien, ihren Funktionen und ihrem Funktionieren, finden sich ebenso anschauliche wie analytisch klare Erläuterungen der sozio-kulturellen Verhältnisse und Wandlungsprozesse. Sie erst machen verständlich, was dieses Heilige Römische Reich deutscher Nation auszeichnete, was es zusammenhielt und warum es dennoch zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Schlägen Napoleons erlag. All dies soll und kann in dieser Besprechung nur pauschal in den höchsten Tönen gelobt, nicht im Einzelnen ausgeführt werden. Die beiden Bände offerieren erstmals ein aufgrund neuester Forschungen konzipiertes und strukturiertes Ganzes, das die ältere deutsche Geschichte weit differenzierter und auch moderner erscheinen lässt als viele Darstellungen deutscher Autoren, die den Zeitraum vor 1800 der älteren borussischen Tradition entsprechend noch immer marginalisierend als Verfallsgeschichte konturieren. Dagegen verdeutlicht Whaley das enorme Potential der frühneuzeitlichen deutschen Geschichte in einem weiten europäischen Horizont. Er zeigt, dass und wie die Deutschen in der Frühen Neuzeit zu einer Gemeinschaft wurden (II, 743). Sie haben ihre Rechte und ihre Freiheit gegen Türken, Franzosen und Schweden verteidigt, die hegemonialen Ambitionen der Habsburger und Hohenzollern ausbalanciert und den durch die Reformation entstandenen Fundamentalkonflikt in Glaubensfragen kanalisiert.

Mit seiner Einführung zu den älteren Narrativen deutscher Geschichte und den beiden analytischen Einleitungskapiteln macht Whaley den Leser auf seine neue Sicht der europäischen Mitte in der Frühen Neuzeit neugierig: Er deutet eine Einheitsperspektive an, die sich nicht in der Addition des österreichisch-preußischen Dualismus und der vielen anderen Landesgeschichten erschöpft. Der deutsche Föderalismus – das Erbe der Frühen Neuzeit – hat wohl selten einen kompetenteren Autor als Joachim Whaley gefunden. Die überragende Qualität seiner Konzeption wird dem Leser erst dann bewusst, wenn er Informationen über bestimmte Fragen sucht. Dies soll am Beispiel des Glaubenskonfliktes vorgestellt werden. Die Darstellung der Reformation im ersten Band verliert trotz der zum Verständnis unabdingbaren und höchst aufschlussreichen Exkurse zu einzelnen Akteuren, ihren Vorstellungen und den Folgen ihres Handelns nie den gebotenen Zusammenhang einer Geschichte des Kernlandes der Reformation aus den Augen. Eine derart umfassende Zusammenschau von den Plänen der deutschen Humanisten und ihrem Konzept eines originalen Volkes, über die verschiedenen reformatorischen Richtungen (Luther, Zwingli, Müntzer etc.) bis hin zu den Geschehnissen des Bauernkrieges gab es bisher nicht. Es entsteht ein abgerundetes und zugleich konturenstarkes Bild der deutschen Reformation, das dennoch Raum lässt für das Andere: das Beharrungsvermögen des katholischen Glaubens. Dieser Zugriff, das Einzelne im Großen und Ganzen nicht verschwinden zu lassen, erweist sich auch als Vorteil bei der Schilderung der Konfessionalisierung und des Dreißigjährigen Krieges. Die konfessionell motivierten politischen Konflikte (Köln, Straßburg, Donauwörth etc.) werden



ebenso kundig und präzise behandelt wie die bescheidenen irenischen Ansätze, die den großen Krieg nicht verhindern konnten. Hervorzuheben ist zudem die kritische bis skeptische Auseinandersetzung Whaleys mit dem deutschen Paradigma der Konfessionalisierung. Die religiöse Spaltung war nicht nur Schicksal der Deutschen, sondern auch eine Chance, die Einheit der Nation auf der Basis kultureller Verschiedenheit zu arrangieren.

Der wohlwollende Blick auf das habsburgische Kaisertum und die meist kleineren geistlichen Reichsstände fällt im zweiten Band besonders auf. Whaley widmet sich, im Anschluss an Karl Otmar Freiherr von Aretin, der katholischen Konfessionalisierung nach 1648 und bietet ein eindrucksvolles Panorama des barocken Katholizismus und der geistlichen Territorien, die demnach keineswegs dem Untergang geweiht waren, sondern sich kontinuierlich modernisierten. Wie nur wenige Gesamtdarstellungen würdigt Whaley – ausführlich und überzeugend – den Beitrag des katholischen Deutschland für das »Heilige Römische Reich« und seine Rolle als vollberechtigten Teil der deutschen Nation, die ja oft von den Protestanten für sich reklamiert wurde. Auf diese Weise relativiert sich sogar an manchen Stellen die angeblich protestantische Vorreiterrolle. Illustriert wird zudem, wie die Grundlagen des frommen katholischen Lebens im 19. Jahrhundert in der Zeit der Aufklärung und durch katholische Reformer gelegt wurden.

Die zahlreichen Konfessionskonflikte des 18. Jahrhunderts hielten die generelle Entwicklung in Richtung aufgeklärter Toleranz nicht mehr auf und sie bedrohten im Unterschied zu denjenigen des Reformationsjahrhunderts die Reichsverfassung nicht mehr prinzipiell. Darüber hinaus handelte es sich meist um lokal begrenzte Streitigkeiten, die nur aufgrund der besonderen Struktur des Reiches häufig Kaiser, Reichsstände und Reichsgerichte beschäftigten. Gleichzeitig förderte die Möglichkeit, die Reichsebene einzuschalten, auch hier den Ausgleich und stabilisierte das Zusammenleben. Das Reich hat die Religionskonflikte, auch wenn das Corpus Evangelicorum dem Kaiserhof Parteilichkeit vorwarf, vergleichsweise kompetent und geräuschlos geregelt.

Whaley führt eine Vielfalt an Aspekten zusammen: Die auch integrierende Wirkung der Bedrohung durch Türken und Franzosen, die Reichskirche, der Reichstag und Reichsgerichte, die das Reich unter der Regie der Kaiser zusammenhielten. Berichtet wird über die teilweise selbst verschuldeten Probleme des habsburgischen Kaisertums, die Ambitionen Preußens, vor allem Friedrichs II., der – Philosophenkönig und expansiver militärischer Aggressor – das Reich an den Rand des Zusammenbruchs brachte, die höfische Kultur und die soziale Situation der großen Mehrheit, der Bauern und ländlichen Bevölkerung, die Bildungspolitik u. a. m. Wie Whaley dies tut, fasziniert und birgt neue Einsichten. So erschließt sich, warum und wie eine spezifische Form der Aufklärung, die sich in zahllosen praktischen Reformen, aber auch in neuen Formen der Erziehung und in der Volksaufklärung zeigte, zur deutschen Antwort auf die politische Ohnmacht von Kaiser und Reich wurde. Gleichzeitig verfochten die »Dichter und Denker« die Vorteile der traditionellen deutschen Verfassung, obwohl sie alle zumindest anfänglich neidisch auf die Französische Revolution blickten. Whaley erläutert freilich auch, warum Kaiser und Reich dem Machtwillen Napoleons unterlagen. Doch das Heilige Römische Reich deutscher Nation verschwand nicht sang- und klanglos, wie vielfach zu lesen ist.

Whaleys großes Geschick, die Dinge zu verbinden und aus unterschiedlichen Blickwinkeln erzählend zu beleuchten, so dass dem Leser stets die Möglichkeit des Anders- und Querdenkens gegeben wird, zeigt sich insbesondere bei den biographischen, sozial-, wirtschafts-, politik-, kultur- und religionsgeschichtlichen Exkursen. Sie sind gewinn-

bringend in den chronologischen und strukturanalytischen Erzählduktus eingebunden. Whaley kommt dabei zweifellos zugute, dass er bewusst die besten (Erzähl-)Traditionen englischer Darstellungen mit den deutschen bzw. kontinentalen diskursanalytischen Vorgehensweisen verbindet. Das Ergebnis ist eine offene deutsche Geschichte, die den Leser bestens und höchst anregend informiert, ihn aber auch zwingt, sich mit gängigen Vorstellungen wie Zersplitterung, Dualismus, Untertänigkeit, Rückständigkeit und Sonderweg kritisch auseinanderzusetzen.

Die beiden Bände sind ein unverzichtbares Nachschlagewerk, weil sie die strukturelle Vielfalt, die vielen Eigenheiten und Eigenständigkeiten des mitteleuropäischen Raumes ausgiebig würdigen, ohne deswegen die Besonderheit der deutschen Geschichte – die berühmte oder berüchtigte Einheit in der Vielheit – in Frage zu stellen. Sachsen, Bayern, Brandenburg-Preußen und die habsburgischen Erblande, die kleinen Grafschaften, die Ritterschaft oder die Freien und Reichsstädte – all diese Gemeinwesen, die zusammen erst das Reich als ein Gemeinwesen auszeichnen, werden in ihrer jeweils spezifischen und in ihren Beiträgen zur nationalen Entwicklung ausgiebig gewürdigt. So bildet die politische Entwicklung den brillant erzählten Rahmen für eine Nationalgeschichte im europäischen Kontext und lässt eine deutsche Vormoderne entstehen, die vielfach eine überraschende Modernität zeigt. Joachim Whaley gelingt es in vorbildlicher Weise, die Probleme der frühneuzeitlichen deutschen Vergangenheit so transparent aufzubereiten, dass sie auch einen mit der älteren deutschen Geschichte nicht sonderlich vertrauten Leser in ihren Bann ziehen.

*Georg Schmidt*

ALFRED KOHLER: Neue Welterfahrungen. Eine Geschichte des 16. Jahrhunderts. Münster: Aschendorff 2014. VII, 344 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-12907-4. Geb. € 29,80.

Absicht des Autors ist es, die Geschichte Europas im 16. Jahrhundert globalgeschichtlich zu perspektivieren: Europa, Asien, Afrika und Amerika werden parallel thematisiert und damit der gängige eurozentrische Blickwinkel der deutschen Geschichtswissenschaft etwas verschoben. Das gelingt zum Teil, wenn man beispielsweise erfährt, dass das Wissen der Araber über Afrika und China im 16. Jahrhundert das entsprechende Wissen der Europäer weit übertraf. Konzeptionell interessant sind Einleitung und Schlusskapitel, nicht zuletzt, weil der alte Kolonialismus des 16. bis 18. Jahrhunderts und der neue Kolonialismus des 19. und 20. Jahrhunderts aufeinander bezogen werden. Es wird in Frage gestellt, ob Europa bereits im 16. Jahrhundert die globale Vormachtstellung innehatte, die sich für das 18. Jahrhundert mit Sicherheit behaupten lässt. Insgesamt wird die Frage verhandelt, warum gerade die Europäer im 16. Jahrhundert ein Bild der ganzen Welt entwickelten – ein Bild, das die europäische Expansion beflügelte und das Erringen der Vormacht ermöglichte. Zur Beantwortung dieser Fragen werden die einschlägigen Themen, so insbesondere: Religion (Katholizismus und Reformation, Judentum, Islam, Buddhismus, Hinduismus, Konfuzianismus, Paganismus), Sklavenhandel, Entwicklung der Druckkunst in China und Europa sowie die Kartographie und Globenherstellung in den Blick genommen. Als Plot wäre hier ein ausführlicherer und detaillierterer Vergleich zwischen Islam und Christentum, dem arabischen Herrschaftsbereich, der sich von Westafrika bis Indien erstreckte, und Europa wünschenswert gewesen. Unklar bleibt beispielsweise, auf welcher wissenschaftlichen Basis im arabischen Raum Himmelsgloben entwickelt wurden, die sich bereits aus dem 11. Jahrhundert »erhalten« haben (274).

Dem Buch fehlt allerdings insgesamt der Plot. Die Monographie hat zwar ein überzeugendes Konzept, in der Umsetzung und Ausführung weist sie jedoch große inhaltliche und stilistische Schwächen auf: Über weite Strecken hat sie den Charakter einer Exzerptesammlung. Das Buch ist nicht ausreichend redigiert, die Textmasse (insgesamt 344 eher zähflüssige Seiten) wurde organisiert, indem Stichworte – oftmals kursiv gesetzt – etwas ausgeführt und durch Zitate miteinander verbunden wurden. Die Exzerpte des Autors aus der Forschungsliteratur stehen sperrig im Text, zumal sie bei der kursorischen Behandlung im Detail oftmals rätselhaft und unerklärt bleiben. Das Problem der Darstellung mag sich zum Teil aus dem Gegenstand ergeben: Die Geschichte der Welt ist bislang vor allem aus europäischer Perspektive geschrieben worden. Das Material für eine Kontextualisierung der Geschichte Europas ist – unter anderem sprachlich – schwer zugänglich. Der mittlerweile emeritierte Autor hat zwar bereits seine Dissertation über das Afrikabild im Spiegel süddeutscher Quellen im 16. Jahrhundert geschrieben, kann daraus aber nicht schöpfen, wenn es etwa um Amerika, Asien (und am Rande auch Australien) geht. Er arbeitet zwar mit dem Konzept einer Globalgeschichte, ihm scheinen jedoch die Methoden zu fehlen, diese auch wirklich einzulösen. Hier fehlt es nicht an Theorie, sondern an Konkretion und Anschaulichkeit sowie an der Auswahl des geeigneten Vergleichsmaterials.

Neben der Lektüre von Einleitung und Schluss empfiehlt sich daher die Orientierung mittels des Registers: Mit etwas Glück findet man hier, was man sucht, und die etwas spröden Ausführungen im Text helfen einem dann eventuell ebenfalls weiter. Selbst das Register ist allerdings etwas ungeschickt organisiert: Eher kulturgeschichtliche Themen wie Paradies und Utopie findet man zwar gelegentlich im Text (277–281), aber nicht als Einträge im Register. Konventionelle Themen der Geschichtswissenschaft hingegen sind im Register erschöpfend erfasst: Doch wird man den ca. 50 Seitennachweisen zu »Handel« oder den ca. 140 Seitennachweisen zu »Europa, Europäer«, die man hier findet, tatsächlich nachgehen wollen?

*Ute Frietsch*

PETER RÜCKERT (BEARB.): *Der ›Arme Konrad‹ vor Gericht. Verhöre, Sprüche und Lieder in Württemberg 1514* (Begleitbuch zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg). Stuttgart: Kohlhammer 2014. 284 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-17-026197-6. Geb. € 24,00.

Einer nun schon seit Jahrzehnten gefestigten Tradition folgend, nutzt das Hauptstaatsarchiv Stuttgart geschichtliche Gedenktage, um einer breiteren Öffentlichkeit seine Bestände zugänglich zu machen und sie durch ergänzende Beiträge seiner Mitarbeiter in für Laien verständlicher Form zu erläutern. 2014 bot dafür reichlich Anlass – erinnert wurde an zwei für die württembergische Geschichte markante Ereignisse von 1514, den Aufstand des »Armen Konrad« und die Frühform einer württembergischen Verfassung in Form des »Tübinger Vertrags«. Dabei stand der Arme Konrad stark im Vordergrund, der Tübinger Vertrag (aus nicht ganz einsehbaren Gründen) in dessen Schatten.

Den Band eröffnet Peter Rückert, der den Armen Konrad knapp und kompetent vorstellt, ihn politisch in seine Zeit einordnet und mental aus dem Selbstbewusstsein des gemeinen Mannes (so der zeitgenössische Dachbegriff für Bauern und Handwerker) erklärt, gleichzeitig aber auch die Konzeptualisierung der Ausstellung offen legt. Untergliedert in drei Themenkomplexe tragen 22 Autoren dazu bei, den größeren Kontext der ausgestellten Stücke verständlich zu machen.

Unter dem Rubrum (1) »Rechtsverständnis und Strafvollzug, Propaganda und Musik beim ›Armen Konrad‹«, erörtert Raimund J. Weber das Rechtsverständnis der Aufständischen (21–31) vornehmlich an den konfligierenden Eiden (Huldigungseid versus Einungseid). Im Armen Konrad repräsentiert sich das Land neu und in eigenwilliger Weise im Widerstand gegen den pflichtverletzenden Herzog (Herrschaft), der Steuern ohne Zustimmung erhebt, was von den Bauern als Eingriff in ihr Eigentum verstanden wird. Das hätte ihnen, folgert Weber, das Recht gegeben, gegen den Herzog Krieg zu führen, was – ein interessanter und in der militärgeschichtlichen Literatur übersehener Aspekt – mittels der ausgebauten Landesdefension auch möglich gewesen wäre. Petra Pechaček entfaltet das Panorama des Strafvollzugs (32–39). Waage, Folter, Hinrichtungen, Brandmarkung (auf der Stirn mit glühenden Eisen eingebranntes Wappen) werden beschrieben; eher angedeutet wird, wie rudimentär das Strafrecht der Zeit entwickelt war, was den Ermessensspielraum des herrschaftlichen Strafens weit spannte, hingegen einen rechtlichen Schutz der Beklagten kaum kannte. Saskia Limbach widmet sich der herzoglichen Propaganda gegen den Armen Konrad am Beispiel der Drucke, die aus der Offizin von Thomas Anshelm (gewissermaßen der »Staatsdruckerei«) hervorgegangen sind. Und schließlich steuern Peter Rückert und Volker Honemann neue Quellen bei, die sie in Form handschriftlicher Bemerkungen auf einem Exemplar des (bekannten) Spruchgedichts »Geschriben stat in diesem buch« Bezüge zum Schlettstädter Bundschuh von 1493 namhaft machen. Andreas Traub schließlich widmet sich in einer musikwissenschaftlich interessanten, aber teilweise auch nur dem Fachpublikum zugänglichen Studie der Hofkapelle Ulrichs und der dort zur Aufführung gekommenen (z. T. sehr berühmten) Werke (Josquin Desprez).

Den biographisch angelegten Teil (2) »Protagonisten und Gegner des ›Armen Konrad‹« eröffnet Friedemann Scheck mit einem Porträt Herzog Ulrichs von Württemberg (68–75), das sich naheliegenderweise auf das Jahr 1514 konzentriert. Alma-Mara Brandenburg nimmt mit der fürstlichen und adeligen Jagd ein Kernproblem der Aufstandsur-sachen in den Blick. Umsichtig schildert sie die aus dem Forstregal rabulistisch abgeleiteten Sekundärrechte und deren Folgen für die Untertanen (Jagdfronen, Wildschäden, Verbot des Schutzes der landwirtschaftlichen Kulturen). Tiefenschärfe gewinnt das Thema dadurch, dass die Belastungen ständisch differenziert (Bauern, Tagelöhner) und die Jagd in ihrer Funktion der Herrschaftsrepräsentation dargestellt wird. Erwin Frauenknecht wirft einen Blick auf den Tübinger Vogt Konrad Breuning (88–95) und damit einen hohen Repräsentanten der württembergischen »Ehrbarkeit«. Als solcher hat er sich bei der Verfolgung und Hinrichtung sogenannter Rädelsführer (in Stuttgart) die Anerkennung durch Herzog Ulrich gesichert, was ihn aber doch nicht davor bewahrt hat, wegen des Misstrauens Ulrichs 1517 hingerichtet zu werden. Annekathrin Miegel folgt den Spuren des Mediziners Alexander Seitz, der wegen seiner Sympathie mit dem Armen Konrad in die Eidgenossenschaft flüchtete und von dort weiter mit seiner scharfen Tyrannenkritik öffentlich gegen Ulrich agitierte, was zu diplomatischen Verwicklungen mit der Eidgenossenschaft führte.

Lokale Fallstudien für Urach, Marbach, Bietigheim und Böblingen versammelt Teil (3) »Der Arme Konrad im Fokus: Der Aufstand in den Ämtern«. Andreas Schmauder – gewissermaßen der historiographische Held des Gedenkjahres, wie eine parallele Ausstellung (mit Prachtkatalog) in Tübingen belegt – porträtiert an Singerhans aus Würtingen (Amt Urach) den Armen Konrad als ein »revolutionäres« Projekt, »das die Obrigkeit des Landesherrn und seiner Amtsträger auf allen politischen Ebenen nicht mehr anerkennen wollte« (106) (gleichmäßige Aufteilung der Agrarfläche, persönliche Freiheit, Freigabe von Jagd und Fischerei, göttliches Recht). Der zweite, nach Verurkundung des Tübinger

Vertrags ausgebrochene Aufstand im Amt richtete sich vor allem gegen die dort eingestellte »Empörerordnung« und führte dazu, dass viele den geforderten Eid auf den Tübinger Vertrag verweigerten (Orte und Zahlen werden herausgearbeitet). Albrecht Gühring (Marbach), Stefan Benning (Bietigheim), Christoph Florin (Böblingen) und Matthias Ohm runden die lokalen Fallstudien ab.

Knapp die Hälfte des Bandes ist für die Beschreibung (und teilweise Abbildung) der Exponate reserviert. Der Arme Konrad selbst hat wenige Bildzeugnisse hinterlassen, so waren die Organisatoren, Prof. Dr. Peter Rückert und sein Mitarbeitersteam, darauf angewiesen, ihn mit zeitgenössischem Material zu kontextualisieren, etwa aus den Bilderchroniken der Schweiz oder mit den reicher überlieferten Dokumenten aus dem Bauernkrieg. Eine Besonderheit stellt die beigegebene CD mit Sprüchen und Liedern dar.

Verständlicherweise gibt es in einem derartigen Gemeinschaftsunternehmen Wiederholungen und Überschneidungen (vor allem bei der Definition des Armen Konrad), wollen doch die einzelnen Beiträge in sich abgeschlossen und verständlich sein. Doch zweifellos ist der Ausstellungskatalog insgesamt vorbildlich – das Ereignis selbst wird in vertretbarer und erfreulicher Knappheit kompetent, anschaulich und verständlich in die Gegenwart vermittelt, wozu das erkennbare Bemühen um sprachliche Klarheit und vertretbare Analogien zu heutigen Verhältnissen (Strafrecht) nicht wenig beitragen.

*Peter Blickle*

FRANZ POSSET: Unser Martin. Martin Luther aus der Sicht katholischer Sympathisanten (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 161). Münster: Aschendorff 2015. 177 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-10526-9. Geb. € 32,00.

Frühe Reformationsgeschichte einmal anders – nicht in Wittenberger, sondern in Augsburger Perspektive, nicht in ihrem Ergebnis, sondern in ihrem anfanghaften Prozess betrachtet. Franz Posset stellt in dieser Studie vier katholische Sympathisanten Luthers vor. Alle vier stammten aus der Stadt Augsburg oder ihrem Umfeld, alle vier sind dem humanistischen Klerus zuzuordnen, vor allem aber ließen sich alle vier von Luthers Leitmotiv der evangelischen Wahrheit faszinieren.

Nach einer Einleitung erschließen vier Kapitel die Biographien dieser Männer im Hinblick auf ihr Interesse an Luther. Der Domkapitular Bernhard Adelman von Adelmansfelden (25–49) nahm eine »Schlüsselposition in der aufkeimenden Gegnerschaft zwischen Martin Luther und Johann Eck ein« (26). Der Reuchlinschüler schickte über Wenzeslaus Linck Ecks *Annotationes* zu Luthers Ablassthesen an Luther. Insofern brachte erst Adelman die beiden auf Kollisionskurs. Das Verhör vor Kardinal Cajetan auf dem Augsburger Reichstag 1518 erklärt Posset aus der Konstellation heraus: Der Ablasskritiker Luther wohnte bei seinen Bettelordensfreunden, den Karmeliten, und war umgeben von Humanisten und Gegnern Ecks, während der Kardinal bei den Fuggern, den Ablasshändlern, wohnte, mit denen auch Johann Eck kollaborierte. Luther widmete seinem Anhänger Adelman ein Exemplar des Sermons vom Wucher. Umgekehrt trug Eck eigenhändig Adelmans Name in die Bannandrohungsbulle mit ein. Von dieser Privatrache konnte sich Adelman allerdings durch verwandtschaftliche Beziehungen rasch befreien.

Der Lauinger Augustinerprior Caspar Amman (51–105) war ein wichtiger Bibelhumanist, der noch vor Luther die Psalmen ins Deutsche übertrug: »Pater Caspar hätte ein bedeutender Mitarbeiter von Pater Martin werden können« (51), so Posset. Einige Seiten widmet der Autor dem Vergleich der Ammanschen Psalmenübersetzung mit Luthers

Psalmenausgabe. Beide übersetzten eigenständig, Amman kritisierte Luther etwa in seiner Übersetzung der Schlüsselstelle Mt 16,18. Doch Luther nahm die »große Chance« (95) nicht wahr, von seinem Sympathisanten zu lernen oder wenigstens mit ihm in Kontakt zu bleiben. Seine Sympathie für Luther brachte Amman für einige Monate ins Gefängnis, kurz nach der Freilassung verstarb er.

Der Augsburger Benediktiner Vitus Bild (107–134) wird vorgestellt als vielfältig vernetzter Bibelhumanist, der Luthers Schriften neben anderen reformkatholischen Schriften und reformatorischen Flugblättern in seiner Bibliothek sammelte, sich aber 1524 von der extremen Augsburger Reformation abwandte und verstärkt dem Kontakt mit Willibald Pirckheimer widmete.

Der Prediger Kaspar Haslach (135–158) schließlich war von der *devotio moderna* geprägt. Er wurde 1522 als manifester Lutheraner vor dem Augsburger Generalvikar verhört und freigesprochen, musste sich aber einem Purgationsverfahren unterwerfen. Er ging als Pfarrer nach Blaubeuren und behielt sich seine Hochschätzung für Luther im Stillen. Zeitlebens bemühte er sich um die Verkündigung der evangelischen Wahrheit.

Das alles ist gut gegliedert und ansprechend gemacht; einige Bilder werden zum Teil erstmals veröffentlicht. Am Ende steht eine recht übersichtliche Auswahlbibliographie zum Thema, in der man doch manches aktuelle Werk zur Augsburger Reformationsgeschichte vermisst. Aber darum geht es dem Buch nicht. Es erarbeitet die Luthersympathie der Augsburger Kirchenmänner anhand ihrer Werke und ihrer Beziehungen untereinander und zu reformatorischen Kreisen. Immer wieder stößt man auf dieselben Namen: Johann Eck, Bischof Christoph von Stadion, Willibald Pirckheimer, Lazarus Spengler. Gerade dieses Netzwerk hätte noch deutlicher, vielleicht sogar visuell, herausgestellt werden können.

Mit dem Einblick in die komplexen historischen Kontexte der frühen Reformation gelingt dem Buch dreierlei: Es erfasst – erstens – Luther aus der Perspektive von »zeitgenössischen, evangelisch orientierten, katholisch gebliebenen Geistlichen« (159). Es zeigt zweitens, dass die Bewegung für die evangelische Wahrheit größer war als Luthers Bewegung; Posset spricht von einem »deutschen Evangelismus« (160). Drittens schließlich wird deutlich, dass Luthersympathie und Kirchenkritik nicht Hand in Hand gehen mussten. Eine kirchliche Neuorganisation war nie das Anliegen der Augsburger Luthersympathisanten, seine Institutionen- und Kirchenkritik rezipierten sie gerade nicht. Sie waren mit Luther über das humanistische Moment der evangelischen Wahrheit und das Anliegen einer Seelsorgereform verbunden. Ob man das Anliegen der evangelischen Wahrheit so sehr von der Kirchenkritik Luthers trennen kann, ist in der Reformationsgeschichte umstritten. Für Augsburg jedenfalls ist die These schlüssig. Dem Autor ist wichtig, dass Luther das Evangelium nicht allein (wieder)entdeckte, sondern seine pastorale Motivation und der Rückgriff auf die evangelische Wahrheit der Schrift ein gemeinkatholisches Anliegen war, das Luther mit vielen gerade Augsburger Kirchenmännern teilte. So manchen Seitenhieb auf aktuelle schwarz-weiß-malende Werke der protestantischen Reformationsgeschichtsschreibung kann sich der Autor dabei nicht verkneifen.

Posset ist es am Ende wichtig herauszustellen, dass die vier Augsburger keine Duckmäuser waren. Sie folgten Luther in einer »eigenständigen, konsequent verfolgten Geisteshaltung« (163) – und sind gerade deshalb den Weg in die Institutionenkritik nicht mitgegangen. Sie ließen sich von Luther faszinieren, wo sie sein Anliegen teilten, ohne mit ihm den Weg aus der Kirche zu gehen.

Daniela Blum

CHRISTINE CHRIST-VON WEDEL, SVEN GROSSE, BERNDT HAMM (HRSG.): *Basel als Zentrum des geistigen Austauschs in der frühen Reformationszeit (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 81)*. Tübingen: Mohr Siebeck 2014. XI, 378 S. ISBN 978-3-16-153203-0. Geb. € 99,00.

Hervorgegangen aus einer Tagung, die 2012 an der Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule Basel stattgefunden hat, spiegeln die 19 Beiträge des Sammelbandes in einem breiten Spektrum die intellektuelle Bedeutung Basels vom Spätmittelalter bis etwa 1536 (Todesjahr von Erasmus und Annahme der *Confessio Helvetica Prior*) wider. Dabei werden vier Schwerpunkte gesetzt: Der Buchdruck und die Humanisten; Reformatorenbeziehungen; Dissidenten; Basels europäische Ausstrahlung. Den gewichtigen Introitus (»Voraussetzungen«) stimmt Berndt Hamm an: »Der Oberrhein als geistige Region von 1450 bis 1520« (3–50). Die von ihm vorgenommene räumliche und zeitliche Grenzziehung ist fließend, jedoch durch einen Kommunikationskern Basel – Freiburg – Straßburg bestimmt. Hamm sieht das Oberrheingebiet in dem von ihm behandelten Zeitraum als führende geistige Region des Reiches, der im europäischen Rahmen lediglich Oberitalien und Flandern-Burgund an die Seite gestellt werden könnten. Seine bekannten Thesen vom »überfälligen Abschied vom traditionellen Epochendenken«, von »Emergenz« als historiographischem Begriff (allerdings diesmal mit sehr weichen Definitionen) und von »normativer Zentrierung« (3f.) stören den Informationsreichtum des anregenden Beitrags nicht.

Mit Urs B. Leu, *Die Bedeutung Basels als Druckort im 16. Jahrhundert (53–78)* wird der erste Schwerpunkt über Buchdruck und Humanismus eingeleitet. Auf der Basis von eingehenden Recherchen, elektronischen Titelerfassungen und Datenbanken weist Leu in seinem fundamental wichtigen Beitrag nach, dass Basel mit über 8000 Titeln im 16. Jahrhundert nicht nur den ersten Rang unter den eidgenössischen Druckerstädten einnahm (Genf folgt mit nur knapp der Hälfte auf dem zweiten Platz), sondern im ganzen deutschen Sprachraum bei deutschen Titeln nur von Wittenberg und Leipzig übertroffen wurde. Die Basler Offzinen, ihre Verlagsprogramme und fachlichen Spezialisierungen werden analysiert. Zu Einzelfragen folgen Spezialuntersuchungen: Valentina Sebastiani über die Verlagsproduktion Johannes Amerbachs in der Zusammenarbeit mit Johannes Heynlin (79–95); James Hirstein, Neues über Beatus Rhenanus und die Basler Ausgabe von Lorenzo Vallas *De donatione Constantini* durch Ulrich von Hutten 1520 (98–108) (Datierung beider Ausgaben von Vallas Rede auf 1520); Christine Christ-von Wedel, Leo Jud als Beispiel für die Erasmusrezeption zwischen 1516 und 1536 (109–126) (Vergleich von Juds Katechismus mit der *Explanatio symboli* von Erasmus); dieselbe, Basel und die Versprachlichung der Musik (127–134) (Interpretation der Kritik des Erasmus an der zeitgenössischen Kirchenmusikpraxis); Milton Kooistra, *The Influence of Humanist Networks on the Publishing Programme of Printers in and around Basel in the early Sixteenth Century* (135–146) (Austausch von Manuskripten unter Humanisten, um deren Druckwürdigkeit prüfen zu lassen; Bemühungen um Empfehlungsschreiben an Drucker bzw. an den Rat, einen Druck zu erlauben).

Im Schwerpunkt Reformatorenbeziehungen beschäftigt sich zunächst Sven Grosse unter dem Titel »Die Emergenz lutherischer Theologie in Basel« (149–177) mit der Sammelausgabe der lateinischen Schriften Luthers durch Wolfgang Capito 1518. Die von Capito aufgenommenen Schriften werden inhaltlich referiert, um die Frage zu beantworten, welchen Luther Capito sichtbar machen wollte – allerdings ist kritisch anzumerken, dass die Möglichkeit der Auswahl 1518 nicht sehr groß war. Matthieu Arnold und Reinhold Friedrich werten den Briefwechsel Bucers mit Basel aus. Arnold untersucht den Aus-

tausch zwischen Bucer und Oekolampad über die Frage der Kirchengzucht (Bucers Präferenz für die »lenitas Pauli«, Oekolampad dagegen für die »patrum severitas«) und über den Umgang mit Dissidenten zwischen 1524 und 1531 (179–191). Anknüpfend an Arnold erörtert Friedrich die unterschiedlichen Positionen zu Kirchengzucht und -bann im Briefwechsel Bucers mit den Basler Predigern 1532 (193–202). »Der Basler Gräzist Simon Grynaeus und die Ehescheidung König Heinrichs VIII. von England im Spiegel der Bucerbriefe« ist Gegenstand der Darlegungen von Wolfgang Simon (203–213): Im Auftrag Heinrichs VIII. sollte Grynaeus die Meinung der deutschen Theologen zur Zulässigkeit der Ehescheidung einholen; die einzelnen Voten werden referiert – im Gegensatz zu Zwingli und Oekolampad, aber in Übereinstimmung mit den Wittenbergern sprach sich Bucer für eine Doppelhe nach dem Beispiel des Erzvaters Jakob aus, hielt dagegen eine Scheidung nur bei Zustimmung Katharinas für möglich. Das Abendmahlsverständnis als einen vernachlässigten Bestandteil der theologischen Bedeutung Oekolampads behandelt Amy Nelson Burnett (215–231): In der frühen Auseinandersetzung über das Abendmahl war ihren Forschungen zufolge Oekolampad mindestens so wichtig wie Zwingli und diesem durch seine patristischen Kenntnisse und sein internationales Ansehen sogar überlegen. Andreas Mühling stellt den von Theodor Bibliander 1536 posthum in Basel zum Druck gebrachten Briefwechsel Zwingli – Oekolampad vor (237–242) und fragt nach der Bedeutung der Paratexte, in denen Bibliander in der Hoffnung auf politische Zusammenarbeit die Züricher Rechtgläubigkeit vertrat, aber an der Abendmahlsposition Zwinglis festhielt. Die »kirchliche Diplomatie nach dem Zweiten Kappelerkrieg im Briefwechsel von Oswald Myconius« untersucht Rainer Henrich (243–252): Der Nachfolger Oekolampads bemühte sich, durch seine Korrespondenz mit Amtskollegen in Bern und Zürich das 1531 zerbrochene Bündnis neu zu formieren; die Geistlichen sollten in diesem Sinne auf ihre Stadtoberkeiten einwirken, so wie Myconius im Einvernehmen mit dem Basler Bürgermeister Jakob Meier zum Hirzen handelte.

Der Schwerpunkt Dissidenten wird durch zwei Beiträge abgedeckt: Hanspeter Jecker, Die Bedeutung von Basel für die Anfänge des Täuferiums (257–272) referiert die Geschichte der Täuferforschung von Harold S. Bender über James Stayer und Hans-Jürgen Goertz bis Andrea Strübind. Christian Scheidegger publiziert den bisher unbekanntesten Brief eines Täuferlehrers von 1526 (273–296).

»Basels europäische Ausstrahlung« wird abschließend am Beispiel Italiens und Ostmitteleuropas behandelt. Jan-Andrea Bernhard untersucht »Die Humanistenstadt Basel als Transferzentrum für italienische Nonkonformisten« (299–326) mit den Schlüsselfiguren Celio Secondo Curione und Pietro Perna, aus dessen Offizin bis zu seinem Tod 1582 über 400 Drucke hervorgingen. Nonkonformistische Humanisten, die seit der Wiedereinführung der Inquisition Italien verließen, wählten den Weg über Basel, um in Böhmen, Mähren, Polen und Siebenbürgen eine neue Wirkungsstätte zu finden. Basel und Ungarn gelten die Beiträge von Attila Verók und Ádám Hegyi. Verók gibt einen Forschungsbericht zur Distribution von Basler Drucken im Donau-Karpatenraum, vor allem in den Bibliotheken in Kronstadt und Hermannstadt (327–338), während Hegyi über die Historiographie der ungarischen Peregrinationsforschung, vorwiegend im 18. Jahrhundert, informiert (339–354).

Ein Personen- und Sachregister erschließt den vielfältige Fragestellungen untersuchenden und damit den Titel des Buches vollauf rechtfertigenden Band.

*Eike Wolgast*



MARTIN HEIMBUCHER (HRSG.): Reformation erinnern. Eine theologische Vertiefung im Horizont der Ökumene (Evangelische Impulse, Bd. 4). Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2013. 159 S. ISBN 978-3-7887-2647-8. Kart. € 16,99.

Seit 2012 bereitet die evangelische Kirche das Reformationsjubiläum vor, das 2017 gefeiert werden soll, da vor 500 Jahren Martin Luther seine 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg geschlagen haben soll. Vergleicht man die Vorbereitung dieses Reformationsjubiläums mit früheren Lutherfeiern, so wird der Unterschied sofort deutlich: Es fehlt weithin der triumphale Ton, der die früheren Feiern kennzeichnete, auch tritt die Konzentration auf den Thesenanschlag zurück, also auf das Ereignis, das jahrhundertlang als Auslöser der Reformation galt. Es ist nicht wirklich sicher, ob der Thesenanschlag überhaupt stattfand – für diese These hatte Erwin Iserloh 1967 erstmals schwerwiegende Gründe genannt –, vor allem aber hat sich die Wahrnehmung der Reformation selbst verändert: Die Reformation war nicht die Folge der mannhaften Großtat eines Helden, sondern war im Ergebnis ein Geflecht unterschiedlicher Handlungsfolgen, die sich verschiedenen Beweggründen verdankten. Akzeptiert man diese Beurteilung der Reformation, fällt es schwer, unbefangen ein »Lutherjubiläum« zu feiern. Da die Evangelische Kirche in Deutschland auf eine Feier nicht einfach verzichten wollte, entschied sie sich, das Jubiläum als Reformationsdekade von 2007 bis 2017 mit unterschiedlichen Themen zu begehen: Ein Jahr sollte sich der Kirchenmusik widmen, eins der Bibel, ein anderes der Toleranz usw. So will man der Komplexität der Reformation gerecht werden, dazu sollen unterschiedliche Stimmen und Urteile deutlich werden. In diesen Zusammenhang gehört auch die vorliegende Veröffentlichung. Sie dokumentiert eine Konsultation, an der leitende Geistliche der evangelischen Landeskirchen und VertreterInnen der wissenschaftlichen Theologie über die Frage diskutierten: Was feiern wir als evangelische Kirche im Jahr 2017? Der erste Aufsatz ist der Bibelauslegung gewidmet, sollte doch das Prinzip »*sola scriptura*« eine Grundregel jeder christlichen Theologie sein. Der Heidelberger Neutestamentler Matthias Konradt beschäftigt sich mit Luthers sog. reformatorischer Entdeckung, seinem Verständnis der paulinischen Rechtfertigungslehre, die er als Gerechtsprechung des Glaubenden allein aus Gnade verstand. Luther ging es um die Frage: »wie bekomme ich einen gnädigen Gott?«; es war ein »individualsoteriologisches Problem«, das für Luther den Kern der Botschaft des Apostels ausmachte. Dagegen sind sich die neueren Interpretationen der Lehre des Apostels Paulus darin einig, dass es Paulus um die Frage nach dem legitimen Status der Heidenchristen in der Kirche ging; ihn leitete also eine ekklesiologische Frage. Anscheinend ist damit ein zentraler Grundsatz der Reformation relativiert worden, doch Köckert weist darauf hin, dass schon Paulus sein Problem – die Frage nach dem Status der Heiden in der Kirche – auf eine grundsätzliche und »universalanthropologische Ebene« überführte, so dass Luther prinzipiell Paulus folgte, als er die Rechtfertigungslehre »von der Ekklesiologie in die Anthropologie« überführte (39). Nimmt man diese Überlegungen ernst, ist Luthers Verständnis der Rechtfertigungslehre nur eine der möglichen Interpretationen der paulinischen Theologie; dann sind auch andere Paulus-Interpretationen möglich, die sich stärker auf die ekklesiologische Frage des Paulus beziehen. – Mit der Frage »Segen oder Katastrophe« durchmustert dann der Kieler Kirchenhistoriker Johannes Schilling die Darstellungen der Reformation in den gängigen Lehrbüchern und im Internet. Er erinnert abschließend daran, dass die Reformation neben all den Wirkungen, die sie zu einem weltgeschichtlichen Ereignis machten, zuallererst der Versuch war, die Wirklichkeit der Kirche ihrem Ideal anzunähern, »ein Aufstand der Kirche gegen die Kirche aus Liebe zur Kirche« (65).

Die katholische Systematikerin Johanna Rahner blickt aus katholischer Perspektive auf das bevorstehende Jubiläum, sie deutet die Reformation als »Wunde am Leib Christi«, die beide Seiten, die Protestanten wie die römisch-katholische Kirche, verändert hat, denn die in der mittelalterlichen Kirche noch vorhandene Spannung zwischen Einheit und Vielfalt wurde in beiden Konfessionen – auf unterschiedliche Weise – aufgelöst. In der katholischen Kirche wurde das im römischen Zentralismus sichtbar, der erst durch das Zweite Vatikanische Konzil grundsätzlich so begrenzt wurde, dass heute eine Anerkennung der relativen Berechtigung des reformatorischen Anliegens in der katholischen Kirche möglich ist. Aus evangelisch-systematischer Perspektive beschäftigen sich Christine Axt-Piscalar und Christoph Schwöbel mit den aktuellen ökumenischen Konsequenzen des reformatorischen Kirchenverständnisses; Axt-Piscalar untersucht die Definition der Kirche in Artikel VII des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, Schwöbel untersucht das Verständnis von Ökumene in den innerprotestantischen Lehrgesprächen. Dabei wird deutlich, dass es aus protestantischer Sicht ein »*fundamentum fidei*« gibt, das nicht nur die Weiterführung ökumenischer Lehrgespräche ermöglicht, sondern auch schon voraussetzt, dass beide Traditionen, die katholische wie die evangelische, als Gegenüber die jeweils andere Konfession bereichern.

In der vorliegenden Veröffentlichung kommen die aktuellen Debatten nicht vor, die zur Zeit in den Medien aus Anlass des Reformationsjubiläums geführt werden – etwa über Luthers Antisemitismus, über das Verhältnis zum Islam oder genereller zur Toleranz im konfessionellen Zeitalter. Aber das ist nicht unbedingt ein Mangel, denn in dieser Veröffentlichung wird ökumenische Basisarbeit geleistet. Schließlich war aus Sicht der Reformatoren die Frage der Spaltung der Kirche fundamental, und sie wird die Geschichte der Kirchen weiterhin begleiten. Weil sich die vorliegende Veröffentlichung dieser Frage widmet, wird sie ihren Wert über den Tag hinaus behalten.

*Hans Otte*

STEFAN BENZ: Frauenklöster Mitteleuropas. Verzeichnis und Beschreibung ihrer Geschichtskultur 1550–1800 (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 160). Münster: Aschendorff 2014. 736 S. ISBN 978-3-402-11584-8. Geb. € 78,00.

Wie viel Vergangenheit braucht der Mensch? Soll der Mensch Vergangenheit reflektieren? (5) Muss er es vielleicht sogar? Gibt es ein »anthropologisch-konstantes Geschichtsbewusstsein« (10)? Das sind die grundsätzlichen Fragen, von denen aus Stefan Benz den Blick auf die historische Erinnerung in Frauenklöstern und damit – exemplarisch – auf die Geschichtskultur der Frühen Neuzeit richtet. Benz, der im WS 2014/15 mit einer Arbeit zum gleichen Thema an der Universität Passau habilitiert wurde, legt hier eine beeindruckende Materialsammlung vor. Für mehr als 1200 frühneuzeitliche Frauenklöster – alphabetisch nach Orten geordnet – ist verzeichnet, mit welchen Texten, Bildern, Artefakten in der Frühen Neuzeit Geschichte erinnert wurde. Die einzelnen Artikel werden jeweils ergänzt durch einschlägige Literaturangaben sowie durch Details zu einzelnen Persönlichkeiten oder Besonderheiten der Klöster und durch Hinweise zur Quellen- und Forschungssituation. Ein Register verzeichnet Namen und Schlagworte, so dass der Band auch für eine gezielte systematische Recherche gut brauchbar ist.

Die Einleitung (10–30) gibt Aufschluss über den Forschungsstand, insbesondere auch aus der Genderperspektive, und erläutert den Aufbau der Lemmata sowie die Voraussetzungen und Einschränkungen, die mit der Verzeichnung gegeben sind, geht aber leider auf inhaltliche Fragen nicht ausführlich ein. Die Fokussierung auf Frauenklöster vor 1800

begründet Benz nur knapp – mit Verweis auf James Fentress/Chris Wickham (»Social Memory«, Oxford 1992) – damit, dass so eine »empirisch umfassende, repräsentativ auswertbare Datengrundlage« für das Geschichtsbewusstsein der frühen Neuzeit gegeben sei (10). Für weitergehende konzeptionelle und inhaltliche Aspekte verweist er auf seine Habilitationsschrift, so dass sehr zu hoffen ist, dass diese möglichst bald publiziert wird. Einen Vorgeschmack darauf bietet Benz' Beitrag »Geschichtsschreibung in Frauenklöstern des Alpenraums der frühen Neuzeit« (in: »Frauenklöster im Alpenraum«, hg. v. Brigitte Mazohl/Ellinor Forster, Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2012), der bereits sehr instruktiv zeigt, wie vielschichtig die Erinnerungskultur in den Frauenkonventen zu betrachten ist.

Für die Erforschung des Religiösen- und Semireligiosentums in der Frühen Neuzeit ist der vorliegende Band aber auch über die engere Fragestellung hinaus wertvoll. Während vergleichbare Untersuchungen zum Mittelalter bereits an eine längere Tradition anknüpfen können und entsprechend weit fortgeschritten sind, überwiegen für die Frühe Neuzeit noch die Desiderata. Dies gilt insbesondere für die weiblichen Gemeinschaften. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die Frühe Neuzeit mit ihrer strikten Separierung der Geschlechter und der konfessionellen Zuspitzung und Instrumentalisierung der Klöster und Orden besondere Voraussetzungen geschaffen hat, die für ihr Selbstverständnis identitätsstiftend wurden und das Ordenswesen, einschließlich seiner Geschichtskultur, neu konturiert haben. Dem weiter nachzugehen wird auch für künftige Forschungen wegweisend sein. Der vorliegende Band bietet dafür gute Ansatzpunkte.

*Anne Conrad*

HEINZ DUCHHARDT: Der Westfälische Friede im Fokus der Nachwelt. Münster: Aschendorff 2014. VIII, 96 S. m. Abb. ISBN 978-3-402-13060-5. Kart. € 16,80.

Völlig zu Recht bedauert der Verfasser, dass nach der Euphorie der 350-Jahr-Feierlichkeiten »die Erinnerung an den Westfälischen Frieden sehr schnell von anderen Prioritäten verdrängt worden« ist (VIII). Dieses Bedauern kommt aus berufenem Munde, war Duchhardt doch nicht nur ein zentraler Akteur bei den wissenschaftlichen Aktivitäten anlässlich dieses Jubiläums, sondern auch bei den ebenfalls jubiläumsbezogenen Tagungen zu den Friedensschlüssen in Rijswijk und Utrecht/Rastatt/Baden (vgl. Duchhardt/Espenhorst [Hg.]: Utrecht – Rastatt – Baden 1712–1714, Göttingen 2013; Ders./Schnettger/Vogt [Hg.]: Der Friede von Rijswijk 1697, Mainz 1998). Umso dankbarer muss man sein, dass er sich just 300 Jahre nach dem Utrechter Frieden offenbar teilweise dem Sog historischer Jubiläen entziehen und die sieben im vorliegenden Bändchen vereinigten, meist erstmals publizierten Vorträge zu Fernwirkung und Rezeptionsgeschichte des Westfälischen Friedens zum Druck bringen konnte.

In gewisser Weise kann der erste Beitrag als Einleitung gelesen werden, insofern er die vorangehenden Kriegereignisse und den Frieden selbst in ihren europäischen Dimensionen, vor allem aber in seiner nachhaltigen Bedeutung für die folgenden Friedensschlüsse wie für die europäische Völkerrechtsordnung insgesamt konturiert. Die lange anhaltende Wirkungsgeschichte wird im zweiten Vortrag deutlich, in dem aufgezeigt wird, wie die russische Politik im Umfeld des Teschener Friedens (1778) das Westfälische System als »Eingangspforte« für ihre Einflussnahme nutzte, um das Zarenreich als Garantmacht im Reich zu etablieren, was bis in die 1790er-Jahre zu einer lebhaften reichspublizistischen Diskussion führen sollte. Der folgende kurze Essay dient der Korrektur einer

fälschlichen Identifizierung von drei Personen in der »Bildikone« des Westfälischen Friedens, Gerard Ter Borchs Gemälde von dem Friedensschwur im Rathaussaal. Im nächsten Beitrag beschäftigt sich der Verf. mit dem eigentlich widersprüchlichen Befund, dass in den Wahlkapitulationen von 1653 bis 1792 ein Verbot von »Schmähschriften«, die gegen den Westfälischen Frieden gerichtet waren, zwar immer wieder aufgenommen wurde, aber weder von der kaiserlichen Bücherkommission in Frankfurt noch von den landesherrlichen Zensurbehörden gegen einschlägige Publikationen vorgegangen worden ist. Die Erklärung sieht Duchhardt nachvollziehbar in der Tatsache, dass »der Westfälische Friede als solcher in seiner Gesamtheit [...] nie mehr zu einem Gegenstand öffentlichen Streitens« (54) wurde, und nur in seinen Einzelbestimmungen Kritik hervorrief, die allerdings ohne großes Aufsehen verlief.

Das »Westfalen-Verdikt« (59), das Voltaire nach seiner enttäuschenden ersten Berlin-Reise auf dem Rückweg nach Frankreich Ende 1740 in Gedichtform fasste, liefert im nächsten Abschnitt den Aufhänger für die Auseinandersetzung mit dessen Sicht auf das Westfälische Friedensinstrument. Fündig wird Duchhardt in dem 1751 erstmals erschienenen »Le siècle de Louis XIV.«, das Voltaire in Berlin vollendet hatte, und in dem er vor allem die durch den Westfälischen Frieden durchgesetzte Libertät des Reiches als »*république de princes*« mit der zentralisierten Königsmacht Frankreichs kontrastierte. Das in der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek überlieferte und Johann Christoph von Aretin (1772–1824) zugeschriebene Manuskript »*Commentatio historico-critica de prima eaque rarissima Collectione Actorum Pacis Westphalicae*« dient im folgenden Kapitel der Zuordnung eines anonymen Quellenwerks zum Westfälischen Frieden um 1800. Die Anonymität des Herausgebers der »*Präliminaria Pacis Imperii*« von 1648 (!) kann Duchhardt zwar auch nicht lüften, macht allerdings noch einmal sinnfällig deutlich, welches Interesse das Westfälische Friedenswerk in dem seinem Untergang nahen Reich noch entgegengebracht wurde.

Im letzten Beitrag widmet sich der Autor der Rolle des Freiherrn vom Stein als designiertem Landtagsmarschall bei der Nutzung des Friedenssaals in Münster als Versammlungsort des Westfälischen Provinziallandtags 1826. Er macht deutlich, dass die Wahl dieses Ortes nicht etwa der Hochschätzung des Friedenswerks durch Stein entsprang, der darin eher den Anfang vom Ende des Reiches sah. Entscheidend waren vielmehr zum einen sehr pragmatische Überlegungen, die das peripher gelegene Schloss als Sitz des Landtags ungeeignet erscheinen ließen, und nicht zuletzt verband sich mit dem Tagungsort in der Stadt für Stein zum anderen die Hoffnung, damit zumindest eine »indirekte Teilnahme der Bürger« (89) zu gewährleisten.

Wohl nicht zuletzt dem Genre des »Vortrages« geschuldet, bleiben die Texte von einem umfänglichen Anmerkungsapparat entlastet und bereiten in ihrem essayistischen Duktus auch durchaus ein gewisses Lesevergnügen. Dabei wird freilich die Notwendigkeit nicht aus dem Blick verloren, die breite öffentliche Erinnerung wie die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Westfälischen Frieden als einem Schlüsselergebnis der neueren europäischen Geschichte lebendig zu halten – auch jenseits aller Jahrestage.

Holger Thomas Gräf

REISS-ENGELHORN-MUSEUM MANNHEIM, STAATL. SCHLÖSSER UND GÄRTEN BW (HRSG.): Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa (2 Begleitbände zur Ausstellung). (Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Bd. 60). Regensburg: Schnell und Steiner 2013. 512 S. und 479 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-2644-6. Geb. € 59,00.

Mit den »Wittelsbachern am Rhein« war die Stadt Mannheim vom 8. September 2013 bis zum 2. März 2014 innerhalb von nur zwei Jahren zum zweiten Mal Schauplatz einer kulturhistorischen Großausstellung, die sich, wie 2010/11 den »Staufern und Italien«, einer der bedeutendsten europäischen Fürstendynastien, widmete. Wieder richteten die drei Bundesländer Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz die Ausstellung gemeinsam aus. Wie 1980 die bayerische Landesausstellung »Wittelsbach und Bayern« die Belehnung Pfalzgraf Ottos von Wittelsbach mit der bayerischen Herzogswürde durch Friedrich Barbarossa im Jahr 1180 zum Anlass nahm, so orientierte sich auch die Mannheimer Ausstellung 2013/14 an einem markanten Ereignis in der wittelsbachischen Geschichte, denn im Jahr 1214 hatte Kaiser Friedrich II. die Pfalzgrafschaft bei Rhein an den Wittelsbacher Herzog Ludwig den Kelheimer verliehen. Wie 1980 in München und Landshut wurde in Mannheim eine epochenübergreifende Präsentation verwirklicht. Ziel der Ausstellung war es, so Bernd Schneidmüller in seinem einleitenden Aufsatz des Begleitwerkes (Bd. 1, 23), die wittelsbachische Vergangenheit in der Kurpfalz neu zu präsentieren und die Wittelsbacher »aus ihrer einseitigen bayerischen Vereinnahmung« herauszulösen. Zwei wissenschaftliche Tagungen, deren Ergebnisse bei Ausstellungsbeginn in umfangreichen Veröffentlichungen vorlagen, dienten im Jahr 2012 der Vorbereitung des Projekts (vgl. Jörg Peltzer/Bernd Schneidmüller/ Stefan Weinfurter/Alfried Wieczorek [Hrsg.]: Die Wittelsbacher und die Kurpfalz im Mittelalter: eine Erfolgsgeschichte? Regensburg: Schnell und Steiner 2013; Wilhelm Kreutz/Wilhelm Kühnmann/Hermann Wiegand [Hrsg.]: Die Wittelsbacher und die Kurpfalz in der Neuzeit. Zwischen Reform und Revolution, Regensburg: Schnell & Steiner 2013).

Die Ausstellung und ihre Begleitbände präsentier(t)en die nahezu 600 Jahre währende Verbindung der Pfalz mit dem Haus Wittelsbach in ihren territorialen, politischen, dynastischen und religiösen Veränderungen bis zu dem durch die napoleonischen Neuordnungen bedingten Ende der Kurpfalz. Das zweibändige Begleitwerk entspricht der räumlichen Zweiteilung der Ausstellung, deren mittelalterlicher Teil im Zeughaus der Reiss-Engelhorn-Museen zu sehen war, während die neuzeitliche Epoche im kurfürstlichen Barockschloss der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg gezeigt wurde. Beide Bände präsentieren, entsprechend den Epochen der kurpfälzischen Geschichte, in einer chronologischen Gliederung je vier Kapitel (A bis D), die jeweils mehrere Beiträge von insgesamt 22 Autoren im Mittelalterband und 26 Autoren im Neuzeitband vereinen. Jedem der Kapitel ist ein Katalogteil nachgeordnet. Zwar orientiert sich die Objektauswahl der Katalogteile an den Themen der Kapitelbeiträge, da diese aber nicht nummeriert sind und auch den Katalogteilen keine Übersicht vorangestellt ist, fällt die Zuordnung der mindestens vierstellig nummerierten Katalogobjekte (etwa C2.03 oder D2.19a/b) zu den thematischen Beiträgen schwer. Leserfreundlich sind dagegen die als grau unterlegte Informationsfelder eingestreuten biographischen Angaben zu einzelnen Herzögen, die jedem der beiden Bände angefügten Quellen- und Literaturverzeichnisse ebenso wie die Stammbäume. Erfreulich ist die großzügige Ausstattung des Werkes mit vorzüglichem Bildmaterial, das auch eine detaillierte Anschauung von Textzeugnissen erlaubt, die als Artefakte in ihrer Ästhetik erfahrbar sind.

Die Beiträge des Mittelalterbandes widmen sich dem Aufstieg der Wittelsbacher, ihrem namensgebenden Herrschaftssitz, der Burg Wittelsbach, ihrer Funktion als Königswähler, dem Hausvertrag von Pavia, der die pfälzischen Teilungen einleitete, sowie der Bedeutung Heidelbergs als herrschaftliches und kulturelles Zentrum. Die Beiträge zum 15. Jahrhundert nehmen sowohl das kurpfälzische Mäzenatentum, Musik und Buchkultur als auch markante Ereignisse wie das Konstanzer Konzil und den Landshuter Erbfolgekrieg in den Blick. Der Neuzeitband behandelt Reformation und Konfessionalisierung, wobei dem mehrfachen Konfessionswechsel und der Kirchenpolitik der Pfälzer Kurfürsten im 16. und 17. Jahrhundert besondere Bedeutung zukommt. Ebenso werden das Ringen der Kurpfalz und Bayerns um die Kurwürde, die kurfürstlichen Residenzen der frühen Neuzeit, die Bemühungen Kurfürst Carl Theodors im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich, sein Residenzwechsel nach München, der das Ende der wittelsbachischen Präsenz am Rhein markierte, sowie die Aufteilung der Kurpfalz an ihre Nachfolgestaaten im Staatsvertrag von 1806 thematisiert.

Interessante Vergleiche bietet die Untersuchung der wittelsbachischen Heiratspolitik in beiden Bänden, womit ebenso wie mit den sowohl für das Mittelalter als auch für die Neuzeit aufgegriffenen Bereichen Musik und Literatur die Verklammerung der Epochen gelingt. Bedenkenswert ist allerdings, dass das für die dynastische Geschichte zentrale Thema der Memoria nur marginal behandelt wird. In der Gesamtsicht ist mit den Begleitbänden ein ästhetisch ansprechendes Werk gelungen, das die umfangreichen Vorarbeiten zur Ausstellung »Die Wittelsbacher am Rhein« dokumentiert und das die Grundlagen für weitere Forschungen bereitstellen kann.

*Carola Fey*

### *6. Neuzeit und Zeitgeschichte*

CHRISTIAN HANDSCHUH: Die wahre Aufklärung durch Jesum Christum. Religiöse Welt- und Gegenwarts konstruktion in der Katholischen Spätaufklärung (Contubernium, Bd. 81). Stuttgart: Franz Steiner 2014. 262 S. ISBN 978-3-515-10604-7. Geb. € 52,00.

Die katholische Aufklärung wird bis heute sehr gegensätzlich gedeutet und wartet in vielem immer noch auf eine angemessene Erforschung. Mit dem Buch von Christian Handschuh liegt eine gleichermaßen erhellende wie weiterführende Studie vor, die die katholische Aufklärung im Kontext der gesamten Aufklärung betrachtet und summarisch Gottes-, Menschen- und Gesellschaftsbild der Theologie dieser Zeit erarbeitet. H. möchte die »Wirklichkeitskonstruktion« durch die katholische Volksaufklärung beschreiben, welche für alle Gläubigen eine Wirklichkeitsdeutung im Sinne eines aufgeklärten Katholizismus ermöglichen sollte (15). Frömmigkeit sollte auf ein sich veränderndes Umfeld hin verheutigt werden. H. beschreibt für das Königreich Württemberg den Versuch, »die Konstruktion von Mensch, Welt, Gott, Geschichte, Alltag, Staat, Gesellschaft und Kirche mit Hilfe der katholischen Religion [sic! BK] neu durchzubuchstabieren, in einen Gesamtkontext zu stellen und [...] mit Hilfe einer entsprechenden Seelsorgskonzeption zu vermitteln.« (15)

Das erste Kapitel führt die »Katholische Spätaufklärung als Konstruktion katholischer Wirklichkeit« (11–31) ein, erläutert u. a. den Forschungsstand – die liturgiewissenschaftliche Forschung, die sich einem auch für diese Zeit zentralen kirchlichen Handlungsfeld widmet, wird dabei zu knapp einbezogen – und die Methodologie. Das zweite Kapitel »Zwischen Rezeption und Abgrenzung: Vernunft, Aufklärung und Anthropologie der Katholischen Aufklärung« (32–57) führt in Begrifflichkeiten der Auf-

klärung und ihre Verchristlichung sowie die natürliche Gotteserkenntnis ein. Das Denken katholischer Aufklärung siedelt H. »zwischen Aufklärung, Individualisierung und protestantischer zeitgenössischer Theologie« (55) an. Lässt sich auch eine Wirkung in umgekehrter Richtung nachweisen, hat also die katholische auf die evangelische Theologie Einfluss ausgeübt? Im Bereich der Liturgik gibt es dafür Anzeichen. Das dritte Kapitel »Gott – überall Gott – und Gott allein«. Offenbarung und Geschichte« (58–103) enthält neben anderem umfangreiche Ausführungen zum »(Kirchen-)Geschichtsbild der Katholischen Aufklärung: Der jeweilige ›Zeitgeist‹ als Kriterium für den Erfolg des Christentums« (78), die u. a. für das aufgeklärte Verständnis der Liturgiegeschichte wichtiges Vergleichsmaterial zur Verfügung stellen. Entscheidend war die Frage nach der Weitergabe der unverfälschten Lehre Jesu (80). Idealbilder der christlichen Kirche findet man, wie in vielen anderen Reformbewegungen, im frühen Christentum (83–88), während man die Zeit seit der Spätantike als Verfallszeit sieht (88–100). Bei großer Nähe zwischen Theologie und Aufklärung in der Anthropologie kommt im Gottes- und Offenbarungsverständnis mit einer heilsgeschichtlichen Konzeption katholische Gruppenidentität zum Ausdruck. Dem »Weg des einzelnen Menschen zum Heil« geht das vierte Kapitel unter der Überschrift »Fürchte Gott, und halte seine Gebote« nach (104–128). Ausrichtung des Menschen auf Gott, Zuwendung der Gnade Gottes und Tugendhaftigkeit, u. a. durch die *Imitatio Christi*, eröffnen den Weg zur Glückseligkeit. Eine Lebensgestaltung im Sinne von »Selbstverbesserung« (127) soll zur ewigen Glückseligkeit führen. Innerweltliche und ewige Glückseligkeit werden eng miteinander verschränkt (127). Auch für die Liturgie lässt sich bestätigen, was das fünfte Kapitel ausführt: »Familie als Keimzelle des gesellschaftlichen Lebens« (129–155). Rollenmuster und Pflichtenkataloge begegnen in ähnlicher Weise in den liturgischen Texten der Reformritualien. »Das zugrundeliegende Familienbild [war] in seiner Zielrichtung weitgehend mit dem des Bürgertums kompatibel« (155). Das sechste Kapitel »Staat und Religion« (156–183) erläutert die gegenseitigen Aufgaben und Verpflichtungen, aber auch die jeweilige Freiheit. Auch Seelsorger waren in die Strukturen von Gesellschaft und Herrschaft eingeschlossen, denn Religion wurde zu den Grundlagen des Staates gerechnet. Staat und Kirchen trugen trotz aller Konflikte gemeinsam Verantwortung für die Glückseligkeit des Christen (181), so dass als Fazit formuliert werden kann, die »Unterstützung des Frömmigkeitsprozesses [sei] als einigende Hauptaufgabe von Staat und Kirche« (181) zu betrachten, für die der Staat klare Rahmenbedingungen formulierte. Wie genau sich gemeindliche Praxis darstellte, kann man dem siebten Kapitel entnehmen: »Alltagsintentionen: Christliche Gemeinde zwischen christlichem Bildungsimpetus und Liturgie« (184–211). Der Gottesdienst wurde auch als Bildungsgeschehen verstanden, wobei man aus liturgiewissenschaftlicher Sicht das »auch« als Einschränkung stärker machen müsste, als es bei H. geschieht. In diesem Kapitel hätte man sich einen stärkeren Austausch mit der liturgiewissenschaftlichen Fachliteratur gewünscht. Zum Teil werden Erkenntnisse angeboten, die andernorts längst vorliegen. Die Studie mündet in das achte, resümierende Kapitel »Die wahre Aufklärung durch Jesum Christum«. Religiöse Sinnbildung in der Katholischen Spätaufklärung« (212–226). Die katholische Spätaufklärung, die der Volksaufklärung eng verbunden war, wollte Ideen der Aufklärung aufgreifen und auf sich abzeichnende Plausibilitätsverluste des Katholizismus im Bürgertum reagieren. Das Ziel war »eine aufgeklärt-katholische Verchristlichung der Gesellschaft« (213). Katholische Aufklärung, zumal nach 1800, verstand sich als katholische Volksaufklärung und war eine unter vielen verschiedenen Ausprägungen der Aufklärung.

Die Studie leistet eine konsequente Einbindung der katholischen Aufklärung in die Aufklärung allgemein und führt so zu einer anderen Lesart der kirchlichen und theologischen Phänomene. Manche Charakteristik wird im Rahmen der gesamten Aufklärung besser verständlich, manches Spezifikum tritt durch die komparative Darstellung deutlicher hervor. Beispiele sind die Verbindung von aufgeklärtem Menschenbild und traditionellem Leib-Seele-Verhältnis (50f.) oder auch – unter dem Einfluss protestantischer Theologie – die Begründung religiöser Lebensführung aus dem durch die Aufklärung geprägten Menschenbild, das die Beziehung zu Gott einschließt (55). Zugleich entsteht ein realistisches Bild auch des autoritären Zuges der Volksaufklärung, die sehr genau wusste, was für den Gebildeten und den »gemeinen Mann« an Wissen notwendig war (40). Immer wieder wird der prägende Einfluss der evangelischen Aufklärung betont; hier sei der »Gott der Aufklärung« geradezu »erarbeitet« und dann in katholische Pastorkonzepte integriert worden (101).

Es handelt sich um eine zweifellos anregende und weiterführende Arbeit, schon durch das umfangreiche Quellenmaterial und die breit rezipierte Literatur. Die Annahme einer »Konstruktion« katholischer Wirklichkeit wird überzeugend erläutert, allerdings im Buch doch so strapaziert, dass man sich bisweilen nach dem heuristischen Nutzen fragt. Der zeitliche Ansatz der katholischen Volksaufklärung ab 1800 wäre weiter zu diskutieren. Gesangbücher der katholischen Aufklärung, die man der Volksaufklärung zurechnen muss, erschienen jedenfalls bereits im 18. Jahrhundert. Hier und dort hätte die Studie eine bessere redaktionelle Arbeit verdient. Das verwundert, weil das Buch ansonsten sehr klar und durchdacht aufgebaut ist.

*Benedikt Kranemann*

GÜNTER SCHOLZ: Clemens Brentano. Münster: Aschendorff 2012. 144 S. Geb. ISBN 978-3-402-12950-0. € 14,80.

Das Leben und Werk Clemens Brentanos wurde schon oft dargestellt, aber selten in einer so kompakten und leserfreundlichen Form wie in dem kleinen Band von Günter Scholz. Der Verfasser behandelt zwar alle Lebens- und Schaffensphasen Brentanos, richtet den Fokus aber auf die zweite Lebenshälfte nach dessen Begegnung mit der stigmatisierten Anna Katharina Emmerick. Wer die Lektüre eher wissenschaftlich orientierter Werke gewohnt ist, wird sich vielleicht daran stören, dass die Anmerkungen erst am Ende des Bandes ihren Platz gefunden haben und dass die Literaturnachweise nicht sehr detailliert ausfallen, mehr darf man aber gerechterweise von einem Buch mit einführendem Charakter auch nicht erwarten.

Scholz erzählt das Leben Brentanos als stetige Suche nach Liebe und als Versuch, ein tief verwurzelt Schuldgefühl zu überwinden (15f.). Sein von materiellem Überfluss und einem Übermaß an Kreativität geprägtes Leben erschien dem Autor oft wie eine Verdammnis. (32) War die Jugend Brentanos vor allem von Misserfolgen und der Erfahrung des Ungenügens gegenüber den bürgerlichen Erwartungen seiner Familie geprägt, so machte er sich schon als Student einen Namen als Autor: 1801 trat er mit seinem Roman *Godwi* hervor, der heute nur noch wenig gelesen wird, dessen lyrische Passagen jedoch zu den schönsten und verbreitetsten Texten der deutschsprachigen Romantik gehören. Die Charakteristika von Brentanos Dichtung verdeutlicht Scholz an Interpretationen, wovon besonders die des *Abendständchens* (46–50) zu erwähnen ist, die die Synästhesien und den Klangreichtum dieses Textes sehr anschaulich macht.



Hervorzuheben ist, dass Scholz keinen Verniedlichungstendenzen in Bezug auf die Romantik folgt, von denen manche Publikationen geprägt sind, die sich an ein breiteres Publikum richten. Die Romantiker werden dann gern als Märchendichter und Autoren phantasievoller Erzählungen wahrgenommen, aber kaum als die Zerrissenen und am Leben Verzweifelnden, die sie oft waren. Die für Brentano so prägenden Visionen einer in prekären Verhältnissen lebenden Stigmatisierten (oder das, was er auf dieser Grundlage schrieb) und anderes in seinem Leben und Werk entziehen sich diesem gefälligen, touristisch-tauglichen Bild und wurden vielleicht deshalb oft ignoriert. Scholz sieht nicht über Probleme und Brüche in Brentanos Leben hinweg, sondern hebt diese sogar hervor, um den Autor heutigen Lesern näher zu bringen.

Nach einer tiefen, auch durch literarische Misserfolge geprägten Lebenskrise wendete sich Brentano einer Dichtung zu, die nicht mehr den Charakter einer Religion anstrebte, sondern sich in den Dienst der Religion stellte (59). Diese Neuausrichtung begann im gemeinsamen Dichten mit Luise Hensel und vertiefte sich durch die Begegnung mit Emmerick. Allerdings konnte er sich auch bei ihr in Dülmen kaum von seinen Zweifeln lösen und suchte nach objektiven Bestätigungen des Glaubens. »In dieser Hinsicht verkörpert er den Menschen der modernen Zeit, der Aufklärung, so sehr er sich gerade gegen diese aufgelehnt hat« (92). Nach Emmericks Tod plante Brentano, die Aufzeichnungen, die er bei ihr gemacht hatte, zu einem Weltepos auszuarbeiten, das die Entwicklung der christlichen Religion von der Schöpfung bis zur frühen Kirche beschreiben sollte. Das Projekt konnte er allerdings nicht abschließen. Scheinbar im Widerspruch zur Neuorientierung Brentanos stehen die Gedichte, die er für seine späte Liebe Emilie Linder verfasste und in denen vieles auf seine frühe Lyrik zurück verwies (105–120).

Abschließend benennt Scholz Spuren, die Brentano bis heute hinterlassen hat: Er hat einige der besten Gedichte der deutschen Literatur verfasst und hatte durch das *Wunderhorn* eine nachhaltige Wirkung auf das spätere Verständnis von Volksliedern. Durch das Gedicht *Zu Bacharach am Rheine*, in dem erstmals die Loreley-Gestalt auftritt, spielte er eine wichtige Rolle für die Rheinromantik. In den Emmerickschriften fand er eine Sprache, »die für breite Volksschichten [...] verständlich und ansprechend war« (129). Durch sein Engagement für die Barmherzigen Schwestern hatte er maßgeblichen Einfluss auf die Verbreitung dieses Ordens in Deutschland und durch die Beschreibung des Sterbehauses Mariä im *Leben der heiligen Jungfrau Maria* wirkte er sogar an der Entstehung eines (wenn auch topographisch nicht unbedingt authentischen) Wallfahrtsortes mit. Scholz' Buch ist eine Einladung, Brentano erstmals oder neu kennen zu lernen und sich davon ausgehend eingehender mit ihm zu beschäftigen, was durchaus auch für Theologen lohnend ist.

Sabine Gruber

WALTER GAUS: Das Rottweiler Konvikt und seine Zöglinge zwischen 1824 und 1924. Ostfildern: Jan Thorbecke 2014. XLIII, 306 S. m. Abb. u. CD. ISBN 978-3-7995-0597-0. Geb. € 45,00.

Die vorliegende Arbeit wurde als Dissertation an der Universität Stuttgart abgeschlossen. Der Verf. hat der südwestdeutschen Landesgeschichte zwei gewichtige Arbeiten geschenkt, die Lücken im Bereich des Bildungswesens sowie der Personen- und Kirchengeschichte schließen.

Der erste Band der Untersuchung ist dem Konvikt von 1824 bis 1924 gewidmet. Nach Grußworten und der Einleitung mit dem umfangreichen Literaturverzeichnis stellt der Verf. Rottweil und seine Entwicklung als Ort des Konvikts vor. In einer ersten Einengung der Darstellung behandelt er dann die Schulbildung in Rottweil von ihren Anfängen bis zum Beginn ihres Konvikts und in einer Fortsetzung bis zum 1. Weltkrieg. Das folgende Kapitel widmet sich der Gründungszeit des Konvikts. Dabei nähert sich der Verf. seinem eigentlichen Thema in drei Schritten. Im ersten wird die Motivation zur Gründung des Konvikts ausgehend von der berühmten Untersuchung von Matthias Erzberger über die Säkularisation in Württemberg von 1802 bis 1810 und ihren Nachwirkungen dargestellt. Weniger wirksam als in Bayern versuchte die auf die Säkularisation folgende Generation mit König Wilhelm I. (1816–1864) an der Spitze die für Württemberg negativen Folgen der Säkularisation zumindest abzumildern. Der zweite Schritt beschreibt die Entwicklung der katholischen Konvikte als Ergänzung zu den evangelischen Seminaren, die nahtlos an die ehemaligen Klosterschulen des evangelischen Herzogtums Württemberg anschließen konnten, während im katholischen Bereich – im Königreich Württemberg deutlich benachteiligt – erst 1824 die Konvikte ihre Arbeit aufnahmen. Im dritten Schritt wird die Entwicklung der Konvikte beschrieben. Im folgenden Kapitel »Entwicklung« wird wiederum in drei Schritten die Geschichte des Rottweiler Konvikts abgehandelt. Der erste behandelt den Zeitraum zwischen 1824 und 1857 (1859). Der dem Priesterstand entlaufene aufgeklärte Philipp Moritz Freiherr von Schmitz-Grollenburg hatte als zweiter Direktor des Katholischen Kirchenrates in Stuttgart mit Oberkirchenrat Benedikt Maria Werkmeister zusammen 1817 die Grundsätze für ein Konkordat mit dem Vatikan erarbeitet, das zur Grundlage für die weiteren Verhandlungen wurde und durch seine Bestimmungen über die Ausbildung des theologischen Nachwuchses auch die Entwicklung des Rottweiler Konvikts beeinflusste. Die 1824 beschlossenen Bestimmungen für das niedere Konvikt zeigen, wie der Katholische Kirchenrat die Herrschaft des Staates über die katholischen Ausbildungsstätten, so auch in Rottweil, festschrieb. Diese Eingriffe in eigentlich innere Belange der Kirche führten zu heftigen Auseinandersetzungen. Die katholische Bevölkerung wandte sich in den 1830er-Jahren trotz der Beschwichtigungsversuche der katholischen Aufklärer im Kirchenrat vom bisherigen »Schweigen, Gehorchen und Bezahlen« ab und begann politische Forderungen zu stellen, die erstmals von dem aus der katholischen ehemaligen Ritterschaft stammenden Freiherrn von Hornstein formuliert wurden. Im Rottweiler Konvikt führte diese Entwicklung 1839 zur Einführung eines Stipendiums. Die Auseinandersetzungen gingen aber weiter. Der als Bischof von Rottenburg politisch lavierende Johann Baptist von Keller, der in Rom kein hohes Ansehen genoss, versuchte sein Bild im kirchlichen Bereich durch Vorstöße zu verbessern, die die Entwicklung des theologischen Nachwuchses betrafen. Der ihm nachfolgende Bischof Lipp setzte die Vorstöße fort und konnte durch die 1848er-Revolution unterstützt ab den 1850er-Jahren erste Erfolge erreichen, die im Rottweiler Konvikt die staatlichen Ansprüche einschränkten. Der zweite Schritt ab 1857 zeigt die Einbindung des Rottweiler Konvikts in die gesamtpolitischen Vorgänge der Auseinandersetzungen zwischen Ultramontanen und liberalen Aufklärern, die durch heftige Ausfälle evangelischer Kreise gegen die württembergischen Katholiken und ihre Anliegen unterstützt wurden, weil nach deren Empfinden in den Konvikten eine zu hohe Unterstützung der Katholiken stattfand. Nach gewissen Änderungen durch eine Verfügung von 1912 kam es infolge der Staatsumwälzung von 1918 und der neuen Verfassung 1919 zu dem Gesetz über die Kirche von 1924, das im dritten Schritt 1934 nach Abschluss des Reichskonkordates zu neuen Vollzugsbestimmungen für die Verwaltung der Konvikte führte, also zu

einem Zeitpunkt, als die dem vorliegenden Band zugrunde liegende Schülerliste bereits abgeschlossen war. Ein weiteres Kapitel stellt das Leben im Konvikt dar. Ausgehend von dessen Personal mit den Konviktsvorstehern, Repetenten, den Ökonomieverwaltern, dem Küchenpersonal, dem Konviktsarzt und dem sonstigen Personal wird zu den Konviktszöglingen übergeleitet. Deren Vorstellung wird in der Aufnahme und dem täglichen Ablauf vorgenommen. Von den Hausordnungen bis hin zur Verpflegung wird der Alltag in allen Einzelheiten abgehandelt. Mit der Musik im Konvikt, den Gebäuden desselben und dem Weg der Zöglinge nach ihrem Aufenthalt im Konvikt werden noch weitere wichtige Punkte angesprochen.

Der Verf. hat hier eine umfassende Grundlage für die Stellung der Konvikte im Rahmen der politischen Entwicklung im Königreich Württemberg und des ihm folgenden Volksstaats geschaffen. Neben dieser für den Katholizismus in Südwestdeutschland bedeutenden Untersuchung steht die Zusammenstellung der Lebensläufe der 1964 Zöglinge in dem untersuchten Zeitraum. Die überwiegende Anzahl der Schüler stammte aus sehr einfachen, oft ärmlichen Verhältnissen. Sie erhielten durch die Aufnahme ins Konvikt die Möglichkeit, in das gebildete Bürgertum aufzusteigen. Von den Zöglingen wurden mindestens 1082 Priester, was etwa 55 % entspricht. Die Berufe der Nicht-Theologen umfassen ein überaus breit gefächertes Feld. Nur 117 Fälle, also rund 6 %, ließen sich nicht mit ihrem späteren Lebensweg aufklären. Unter den rund 94 % gelösten Fällen sind zahlreiche bekannte Namen der südwestdeutschen Geschichte auf allen Gebieten zu finden. Neben 18 Mitgliedern des Württembergischen Landtags stehen vier Direktoren des Tübinger Wilhelmsstifts, 25 Hochschulprofessoren, 21 Domkapitulare, zehn Musiker, 153 Lehrer an höheren Schulen, 82 Kameralisten, 41 Regininalisten, 120 Juristen, 61 Mediziner, drei Apotheker, dreizehn Forstwissenschaftler, sieben Archivare, Bibliothekare und Museumsleiter sowie sieben Schriftsteller und Redakteure. Die rund 90 % in akademischen Berufen tätigen Konviktoern haben das kulturelle, wissenschaftliche und politische Kolorit ihres Zeitalters mitgeprägt. Zahlreiche Biographien sind durch eine Porträtfotografie neben dem Text ergänzt. Nach Namen, Kursangabe, Lebensdaten und Herkunftsort folgen Angaben zu den Eltern, zum Bildungsweg, zu den Geschwistern und den Ehefrauen sowie zum Berufsweg.

Leider verwehrt die Platzfrage eine vertiefte Betrachtung dieses umfassenden biographischen Werkes, das für die südwestdeutsche Landesgeschichte von großer Bedeutung ist. Die vom Verfasser als Ursache für die Arbeit dargestellte »Langeweile eines pensionierten Lehrers« hat sich mehr als gelohnt! Man muss Gaus für diese Untersuchung danken. Sie fordert aber Fortsetzungen. Man darf hoffen, dass sich weitere »gelangweilte Pensionäre« an die Untersuchung der anderen Konvikte und der evangelischen Seminare machen, um ein breites, abschließendes Ergebnis der Elitenbildung in Südwestdeutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu zeigen.

*Immo Eberl*

JOHANNES EHMANN: Die badischen Unionskatechismen. Vorgeschichte und Geschichte vom 16. bis 20. Jahrhundert (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte, Bd. 3). Stuttgart: Kohlhammer 2013. 807 S. ISBN 978-3-17-022649-4. Kart. € 39,90.

Der vorliegende voluminöse Band rekonstruiert, auch in der Literaturverwendung um Vollständigkeit bemüht, die komplizierte Geschichte der badischen Unionskatechismen. Schon deren Vorgeschichte ist verzweigt und wird sachgemäß in zwei Anläufen darge-

stellt. Zuerst gilt das Augenmerk den bis Anfang des 19. Jahrhunderts entstandenen lutherischen, dann den entsprechenden reformierten Katechismen. Territorial stehen dabei die evangelische Markgrafschaft Baden-Durlach und das Großherzogtum Baden im Zentrum. Es folgt – nach der Zäsur durch die Union von 1821 – die Darstellung des eigentlichen Themas, nämlich der badischen Unionskatechismen. Dabei werden in einem bis zu Ullmanns Katechismus von 1855 reichenden Teil die das Bekenntnis in den Mittelpunkt stellenden Katechismen vorgestellt. Es folgt dann die Darstellung der neuen Situation, die die Katechismus-Diskussion von 1860 bis 1876 auslöste. Die religionspädagogische Frage schob sich jetzt in den Vordergrund.

Damit nahm der Verf. auch überzeugend zwei grundsätzlich die ganze Katechismusgeschichte durchziehenden Gesichtspunkte in seine Gliederung auf. Katechismen sind immer zum einen Formulierung eines Bekenntnisses, sie sind aber auch Ausdruck katechetischen (bzw. religionspädagogischen) Bemühens. Sehr anschaulich systematisiert der Verf. die mit dieser Doppelfunktion jedes Katechismus gegebene mehrfache Verwendungsweise in einem Schaubild (28f.).

Von daher wird auch die hier vorliegende Studie zu einer Grundlage einer noch zu schreibenden badischen Kirchengeschichte. Denn jedenfalls für die evangelische Kirche sind Bekennen und Weitergeben des Erkannten an die nächste Generation untrennbar miteinander verbunden. Von daher ist auch die Arbeit am Katechismus nie abgeschlossen. Dass der Verf. für das 20. Jahrhundert nicht mehr Katechismen vorstellen kann, sondern die »Katechismusfrage« bedenken muss, markiert einen Wendepunkt nicht nur in der Geschichte der Evangelischen Kirche von Baden. Von daher werden auch an der Geschichte des Unterrichts interessierte Religionspädagoginnen und Religionspädagogen interessiert die 100 Seiten umfassenden Ausführungen zum vergangenen Jahrhundert studieren. Geradezu dramatisch liest sich der Bericht vom Scheitern des Vorschlags der synodalen Katechismuskommission 1966/67.

Bei der abschließenden »Schlussbetrachtung«, die der aktuellen Frage »Katechismus heute?« nachdenkt, zeigt sich, dass mittlerweile das Katechismusthema eher zum historischen Bestand gehört. Neue schülerorientierte Didaktiken wie die des Performativen Religionsunterrichts kommen dementsprechend nicht in den Blick.

Ansonsten erlaubt die sehr differenzierte Gliederung des Bandes einen raschen Zugriff bei speziellen Interessen. Ausgezeichnet ist auch der umfangreiche Anhang, der – mit Ausnahme allgemein zugänglicher Katechismen – die im Band behandelten Katechismen präsentiert (z. T. in übersichtlichen Spalten, die den Vergleich von miteinander verwandten Katechismen erleichtert). Dies ermöglicht in erfreulicher Weise eine eigenständige Überprüfung des vom Verf. Ausgeführten und darüber hinaus eigene Studien – etwa zur Abendmahlslehre. So stellt dieser Band im besten Sinn ein »Studienbuch« dar.

*Christian Grethlein*

MICHAELA SOHN-KRONTHALER, RUTH ALBRECHT (HRSG.): Fromme Lektüre und kritische Exegese im langen 19. Jahrhundert (Die Bibel und die Frauen. Eine exegetisch-kulturgeschichtliche Enzyklopädie, 19. Jahrhundert, Bd. 8.2). Stuttgart: Kohlhammer 2014. 398 S. m. Abb. ISBN 978-3-17-022547-3. Kart. € 59,99.

Es ist nicht überraschend und nicht genderspezifisch, dass Frauen unterschiedlicher sozialer Herkunft, verschiedener Bildungskarrieren und je eigener persönlicher Schicksale auch eine besondere Praxis der Bibellektüre pflegen. Aber es ist spannend, auf solche

Rezeptionsweisen ausdrücklich und in historischen, wissenschaftlichen und religiösen Kontexten verortet aufmerksam gemacht zu werden. Das leistet der von Michaela Sohn-Kronthaler und Ruth Albrecht herausgegebene Aufsatzband. Der legitime Bedarf, größere Linien vorgeführt zu bekommen, wird zwar mit den hier versammelten Aufsätzen nicht befriedigt; dazu bedarf es zuerst der Wahrnehmung konkreter Praxen der Bibellektüre. Die Herausgeberinnen wollen deshalb auch eher »die Diversität der Beiträge von Frauen zum Bibelverständnis und deren Bibelinterpretation« hervorheben (11).

Die 18 Beiträge über die Bibelrezeption mehr oder auch weniger bekannter Frauen jüdischer und christlicher Provenienz aus dem 19. Jahrhundert, die hier gar nicht alle vorgestellt werden können, sind in vier Abteilungen zusammengefasst, die Studien zum *angloamerikanischen*, zum *süd- und osteuropäischen* und zum *deutschsprachigen Raum* sowie zu *Literatur und Kunst* umfassen.

Ein großes Thema der Theologie im 19. Jahrhundert war die Entwicklung der historisch-kritischen Exegese. Nicht nur in dem Beitrag von Marion Ann Taylor über »Frauen und die historisch-kritische Exegese im England des 19. Jahrhunderts« (32–58) wird erkennbar, wie Frauen, die nicht in den professionellen Wissenschaftsbetrieb eingebunden waren, durchaus die Entwicklungen der kritischen Bibelrezeption wahrnahmen, kommentierten und selber auch beeinflussten. Trotz vieler Widerstände »verfassten Frauen in England Hunderte von Büchern über die Bibel« (34). Das Spektrum reichte von der reflektierten Aufnahme der kritischen Exegese (z. B. Mary Cornwallis, Florence Nightingale) bis hin zu einer bedingten Kritik an den modernen Auslegungsmethoden (Christina Georgina Rossetti). Unabhängig von ihrer Positionierung war es von großer Bedeutung, dass sich diese Frauen überhaupt an dem wissenschaftlichen Diskurs beteiligten und, wie etwa die Zwillingsschwester Agnes Smith Lewis und Margaret Dunlop Gibson, mit ihren Forschungsergebnissen die Bibelwissenschaft nachhaltig prägten.

Das Selbst- und Rollenverständnis der vorgestellten Frauen und ihres Umfelds ist ein durchgängiges Thema aller Aufsätze. Wie unterschiedlich diese im Anschluss an die Bibellektüre von Frauen formuliert werden konnten, stellt Christina de Groot mit ihrem Text »Debora: Ein Nebenschauplatz der Frauenfrage im 19. Jahrhundert« (59–88) dar. Debora wurde zum positiven oder auch problematischen Modell für christliche und jüdische Frauen bei der Bestimmung ihrer privaten und öffentlichen Rolle in ihrer Gesellschaft. Von den Widerständen bei der Durchsetzung emanzipatorischer Perspektiven erzählt der Aufsatz von Doris Brodbeck, »Eine Schweizer Vorkämpferin für Frauenrechte: Bibelrezeption bei Helen von Mülinen« (233–243). Helene von Mülinen war mit dem Exegeten Adolf Schlatter wohl befreundet, sie stieß bei ihm aber auf wenig Verständnis mit ihren emanzipatorischen Forderungen.

Wie Erfahrung, Frömmigkeit, religiöse und soziale Praxis sehr eng mit der Bibellektüre verknüpft sein können, machen die Aufsätze von Marina Cacchi, »Die Bibel in den Dienstberichten der waldensischen Biblewomen« (119–139), Ruth Albrecht, »Das Weib schweige? Protestantische Kontroversen über Predigerinnen und Evangelistinnen« (210–232), Uta Gause, »In der Nachfolge Jesu: Diakonissen und Bibelauslegung am Beispiel von Eva von Tiele-Wincklers« (244–254) und Michaela Sohn-Kronthaler, »Bibellektüre als Motivation für diakonisch-soziale Initiativen am Beispiel von Elvine Gräfin de La Tour (1841–1916)« (255–272) erkennbar.

Auch in den hier nicht ausdrücklich erwähnten Texten von Paul W. Chilcote, Elizabeth M. Davis, Pamela S. Nadell, Adriana Valerio, Immaculada Blasco Herranz, Alexej Kluthschewsky, Eva Maria Synek, Angela Berlis, Bernhard Schneider, Magda Motté, Ka-

tharina Büttner-Kirschner und Elfriede Witschnigg werden die je unterschiedliche Positionierungen der Frauen in Kirche, Familie und Gesellschaft eindrucksvoll demonstriert.

Das hier vorgestellte und in der Auswahl auch etwas zufällig wirkende Material macht in jedem Fall neugierig und gespannt auf die Entdeckung und spätere Darstellung größerer Zusammenhänge.

*Christof Landmesser*

GREGOR KLAPCZYNSKI: *Katholischer Historismus? Zum historischen Denken in der deutschsprachigen Kirchengeschichte um 1900.* Heinrich Schrörs – Albert Ehrhard – Joseph Schnitzer (Münchener Kirchenhistorische Studien. Neue Folge, Bd. 2). Stuttgart: Kohlhammer 2013. 472 S. ISBN 978-3-17-023426-0. Kart. € 69,90.

Bei dieser Arbeit handelt es sich um eine kirchengeschichtliche Dissertation, die 2012 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster (Erstgutachter Hubert Wolf) angenommen worden ist. Der Autor will darin die Modernismuskrise zwischen 1890 und 1914 als eine spezifische Form der Krise des Historismus begreifen und die Konflikte um katholische Kirchenhistoriker in diesem Kontext neu beleuchten.

Aufgrund von vier Kriterien wählt er die drei katholischen Kirchenhistoriker Heinrich Schrörs, Albert Ehrhard und Joseph Schnitzer aus. Alle drei leisteten sowohl in theoretischer als auch praktischer Hinsicht herausragende Kirchengeschichtsforschung, sie repräsentierten den konservativen, mittleren und progressiven Zweig der katholisch-historischen Theologie, sie wurden mit dem Modernismusverdacht belegt und hinterließen ein ausreichendes Quellenkorpus, das dem Autor zugänglich war. Von einer Analyse ihrer biografischen Prägungen und ihres Werdegangs bis zum Beginn des ersten Weltkriegs verspricht er sich Aufschluss über das Phänomen eines katholischen Historismus um 1900.

Nach einer ausführlichen Einleitung (Kap. 1) zeichnet er (Kap. 2) Heinrich Schrörs als einen deutsch-römischen Vermittlungstheologen, der Scholastik und moderne Geschichtswissenschaft auf konsistente Weise zu verbinden suchte. Schrörs' Konflikte mit den Kölner Erzbischöfen Krementz und Fischer um die Theologenausbildung an der Bonner Universität sieht Klapczynski als Streitigkeiten innerhalb der neuscholastischen Schule an.

Albert Ehrhard charakterisiert er (Kap. 3) als einen »antimodernen Modernen«. Ehrhard selbst verortete sich in der Modernismuskrise im Spannungsfeld zwischen Hyperkonservativen und Progressisten als Mann der Mitte, den der Autor der »Altwürzburger« Schule (gegen die von Hermann Schell repräsentierte »Neuwürzburger« Richtung) zu-rechnet.

In Kap. 4 arbeitet er den Werdegang Joseph Schnitzers bis zum ersten Weltkrieg heraus. Nach einer aufsehen erregenden Kontroverse mit Ludwig Pastor 1898, die seinen Karriereweg zunächst nachhaltig beeinträchtigte, schloss er sich ab 1902 der reformkatholischen Richtung an, verehrte insbesondere Hermann Schell und Alfred Loisy, durch den er in seiner dogmenhistorischen Arbeit entscheidend beeinflusst wurde. In Kapitel 5 fasst Klapczynski die Ergebnisse seiner Untersuchung kurz zusammen.

Die drei biografischen Skizzen, die er liefert, sind ein herausragendes Stück kirchenhistorischer Darstellung. Minutiös beschreibt er den Werdegang seiner drei Protagonisten von der späten Kulturkampf- und Nach-Kulturkampf-Ära bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs. Es gelingt ihm, den Zwiespalt katholischer Kirchenhistoriker angesichts

kirchenamtlicher Vorgaben und wissenschaftlichen Anspruchs plastisch nachzuzeichnen. Dadurch lässt er eine fast vergessene Welt katholischen Lebens um die Jahrhundertwende wieder auferstehen. Ausgesprochen nützlich sind auch die fast 40 Seiten Gesamtbibliografie der drei Kirchengeschichter, die viele bisher unbekannte Titel enthalten und weitere Forschungen ermöglichen.

Wenn es ihm darum geht, die Auseinandersetzungen um einen katholischen Historismus um die Jahrhundertwende in ihrer Bedeutung für die Gegenwart auszuloten, dann ist es allerdings völlig unverständlich, warum er seinen Untersuchungszeitraum im Jahr 1914 beendet und jeweils nur einen völlig ungenügenden knapp einseitigen Ausblick auf den jeweiligen weiteren Lebensweg der drei Theologen gibt. Für die Diskussion um die Relevanz des katholischen Historismus um 1900 wäre es notwendig gewesen – wenn nicht eingehend, so doch zumindest überblickshaft – einen Ausblick zu geben, wie sich die Vertreter dieses Ansatzes nach 1914, also zu Beginn und während des Ersten Weltkriegs, in der Weimarer Republik und – mit Blick auf Erhard und Schnitzer – nach 1933 ihren Ansatz weiterentwickelt haben. Dass Joseph Schnitzer in den Nationalsozialistischen Monatsheften und bei Alfred Rosenberg publiziert hat, erfahren wir zwar durch die Gesamtbibliografie, die der Autor gibt. Wie aber der katholische Historist dazu kam, das erfahren wir in diesem Buch nicht!

Der Registereintrag Joseph Roth (471) verweist fälschlicherweise sowohl auf den katholischen Priester und Ministerialdirigenten im Reichskirchenministerium (432f.) als auch auf die Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung (416) der 1890er-Jahre. Geiler von Kaysersberg wird sowohl im Text (145) auch als im Register (467) fälschlich als Geiler von Kaiserberg bezeichnet. Das ist bei einer Neuauflage zu korrigieren.

*August H. Leugers-Scherzberg*

MARTIN LÄTZEL: Die Katholische Kirche im Ersten Weltkrieg. Zwischen Nationalismus und Friedenswillen. Regensburg: Pustet 2014. 216 S. m. Abb. ISBN 978-3-7917-2581-9. Kart. € 22,00.

Der Titel ist als »historisch-theologische Lesereise« angelegt, und diesem Anspruch wird er gerecht. Die Reise beginnt bei der antimodernen Kirche des beginnenden 20. Jahrhunderts und wird fortgesetzt mit Betrachtungen zu Sichtweisen der öffentlichen Meinung im deutschen Katholizismus zu Fragen nach Nation und Krieg und der unhinterfragten Voraussetzung, dass es sich um einen gerechten Krieg handle. Mit »Hochland«, der »Denkschrift deutscher Katholiken« und Max Scheler werden katholische Literaturproduktion und literarische Auseinandersetzungen mit dem Kriegsgegner Frankreich betrachtet. Mit in seelsorglichen Kontexten entstandenen Quellen, Selbstzeugnissen von Feldgeistlichen und schließlich Feldpostbriefen gibt der Autor einem nichtwissenschaftlichen Publikum einen anschaulichen Überblick über die Spannweite der Kriegsdeutungen von Katholiken. Dabei werden zu großen Teilen prominente Wortführer und Bischöfe vorgestellt sowie deren Deutungsmuster des Krieges: Strafe Gottes und himmlische Erziehungsmaßnahme, Konsequenz des Sittenverfalls und Anlass zur Bekehrung sind Stichworte, die hier zur Anwendung kommen. Bei den Kriegsteilnehmern liegt ein Fokus auf den Feldgeistlichen, aber auch katholische Soldaten werden in einer Auswahl an Feldpostbriefen zitiert, wobei die Quellenauswahl in diesem Kapitel einzelne Stimmen zu Wort kommen lässt, ohne deren Kontext genauer zu klären oder sie in ein Diskursgeschehen einzuordnen. Sodann werden die Friedensinitiative Benedikts XV. und die katholischen Aufbrüche der Nachkriegszeit an den

Beispielen von Quickborn und liturgischer Bewegung nachgezeichnet. Schließlich werden kursorisch noch das Verhältnis insbesondere Kardinal Faulhabers zur Weimarer Republik und zur nationalsozialistischen Regierung in den Blick genommen und in Bezug gesetzt zu den bewahrenden und hierarchisch orientierten Elementen der katholischen Aufbruchsbewegungen der 20er-Jahre, die auch als eine Folge des Traumas des Krieges verstanden und beschrieben werden.

Die Verknüpfung der Frage nach der kirchlichen Haltung zur Moderne mit dem Ereignis des Krieges bietet eine interessante Perspektive, wie auch das Projekt des großen Überblicks über das große Thema »Kirche und Krieg« eine gelungene Zusammenschau darstellt. Da der Anspruch auf Vollständigkeit oder auf neue Erkenntnisse nicht erhoben wird, tun weder die etwas willkürlich erscheinende Literaturliste noch die nicht problematisierte Auswahl der Quellen dem einen Abbruch. Der Autor lässt die zitierten Quellen ausführlich sprechen, ohne eine detaillierte Analyse anzustreben. Der Standpunkt distanzierter Befremdeter wird dabei deutlich, ohne den Blick auf die inhärenten Logiken und den Verstehenshorizont der handelnden Personen zu verstellen. Einen großen Überblick über eine so komplexe historische Entwicklung auf relativ knappem Raum zu bieten, bringt notwendig Vereinfachungen und Auslassungen mit sich. So bleibt das Bild des Krieges weitgehend von stereotypen Bildern des Stellungskrieges an der Westfront bestimmt, kommen Einzelphänomene wie die »deutschen Greuel« oder spontane Verbrüderungen nicht in den Blick, bleiben insbesondere die Skizzen der Situation in den 20er-Jahren rudimentär. Seine Stärke hat der Band nicht in der Differenziertheit des Bildes, das er von katholischen Kriegsteilnehmern zeichnet, sondern darin, dass er verständlich und nachvollziehbar verschiedene Diskurse über Kirche und Krieg zusammenbringt und einem breiteren Publikum die großen Linien von katholischer Theologie, Frömmigkeit und politischer Verortung aufzeigt.

*Annette Jantzen*

MARKUS MÜLLER: Das Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik 1922–1980. Von der katholischen Pädagogik zur Pädagogik von Katholiken (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Bd. 126). Paderborn – München – Wien – Zürich: Ferdinand Schöningh 2014. 697 S. m. Abb. ISBN 978-3-506-77740-9. Geb. € 98,00.

Die vorliegende Untersuchung, die 2012 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen als Dissertation angenommen wurde, schließt eine Forschungslücke und leistet einen gewichtigen und weiterführenden Beitrag sowohl zur Katholizismusforschung als auch zur historischen Bildungsforschung. Ihr Gegenstand ist die geschichtliche Entwicklung des 1922 von katholischen Lehrerverbänden gegründeten Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik (Münster), dem als zentralem Forschungs- und Fortbildungsinstitut programmatisch die Aufgabe zukam, die wissenschaftliche Reflexion und Entfaltung des Konzepts einer »katholischen Pädagogik« zu fördern und zu profilieren. Im Verbandskatholizismus verankert, kam dem Institut somit milieubezogen eine die katholische Identität stabilisierende und diese zugleich im Kontext der Wissenschaftskultur legitimierende Funktion zu.

Die differenzierte Darstellung dieser Entwicklung folgt der Chronologie: von der Gründung 1922 und dem Aufbau in der Weimarer Republik bis zur Auflösung im Nationalsozialismus 1938, von der Wiederöffnung 1950 über die Neustrukturierung 1963 und die Neukonstitution 1971 bis zur Schließung 1980. Auf der Grundlage einer akribischen und problembewussten Auswertung relevanter Quellenbestände,



zeitgenössischer Zeitschriftenbeiträge und der umfassend zur Kenntnis genommenen Forschungsliteratur werden personelle und institutionelle Netzwerke als Träger des theoriebezogenen Diskurses identifiziert und in ihrer Bedeutung für die Konzeptentwicklung gewürdigt. Darüber hinaus werden relevante Binnendifferenzierungen herausgearbeitet, die ungeklärte Implikationen des Konzepts einer gleichermaßen weltanschaulich begründeten wie Wissenschaftlichkeit beanspruchenden Pädagogik verdeutlichen. Überzeugend wird die Entwicklung des Instituts in ihren Verflechtungen mit den Entwicklungen des sich im Kontext sozialer und kultureller Wandlungen selbst wandelnden Katholizismus und den Entwicklungen des allgemeinen erziehungswissenschaftlichen Diskurses aufgezeigt. Plausibel nachgezeichnet wird schließlich auch das Scheitern des ursprünglichen Konzepts des Instituts an der nicht länger aufhebaren Spannung zwischen einer relative Autonomie einfordernden »Pädagogik von Katholiken« und den weiterhin im traditionellen Denkmuster einer »katholischen Pädagogik« verankerten bildungspolitischen Erwartungen des inzwischen amtskirchlichen Trägers.

Markus Müllers Untersuchung bereichert die Forschung durch einen beachtlichen Erkenntniszuwachs. Sie eröffnet in ihrem methodischen Ansatz und in ihren Problemanzeigen zugleich neue zukunftssträchtige Forschungsperspektiven. Es dürfte sich lohnen, die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung mit den Ergebnissen des konfessionsvergleichend angelegten Tübinger Forschungsprojekts zur Konstitution wissenschaftlicher Religionspädagogik in den ersten zwei Dritteln des 20. Jahrhunderts (vgl. Schweitzer/Simojoki, *Moderne Religionspädagogik*, 2005; Schweitzer/Simojoki/Moschner/Müller, *Religionspädagogik als Wissenschaft*, 2010) zu korrelieren. Müller, der Mitarbeiter auch dieses Projekts war, macht wiederholt auf solche Bezüge aufmerksam. Ein Forschungsdesiderat bleibt weiterhin eine vergleichbar differenzierte Untersuchung des für die Vorgeschichte des Instituts nicht unerheblichen pädagogischen Diskurses in den Kursen und Publikationen des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft. Schließlich ist daran zu erinnern, dass die Wurzeln des Konzepts einer auf »katholischen Prinzipien« aufbauenden Pädagogik bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreichen (Georg Martin Dursch, Aloys Karl Ohler), so dass eine Untersuchung der Entwicklung des Konzepts im Kontext der Formierungsphase des katholischen Milieus in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. weitere Aufschlüsse erbringen dürfte. Die vorliegende Untersuchung setzt für solche Folgeuntersuchungen anspruchsvolle Maßstäbe.

Zwei kleine Corrigenda: Adolph Hoffmann war Mitglied der USPD, nicht der SPD (38); Johannes Hirschberger war Religionsphilosoph an der Frankfurter, nicht an der Mainzer Universität (494).

*Werner Simon*

PHILIPP THULL (HRSG.): *Christen im Dritten Reich*. Darmstadt: WBG 2014. 173 S. ISBN 978-3-534-26406-3. Geb. € 39,95.

An Publikationen zum Thema Christentum, Kirchen und Religion im Nationalsozialismus hat es in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten nicht gefehlt. Nun ist ein weiterer, vom Umfang her etwas dünn geratener Sammelband hinzugekommen. Eine explizite These zum Thema ist indessen nicht recht erkennbar. Dies wäre wohl die Aufgabe des Herausgebers Philipp Thull – er ist Lizentiat des Kanonischen Rechts und Referent für Kirchenrecht im Bischöflichen Generalvikariat Hildesheim – in einer Einführung oder ei-

nem bilanzierenden Resümee gewesen. Seine allzu knappe Einführung (»Vorwort«, 7–9) vermag nicht wirklich darzulegen, was denn der eigentliche Zweck dieses Buches sei. Seine Behauptung, »das Bild der Christen jener Zeit« sei bis heute unfertig geblieben, erscheint allzu vage und wird auch dem fortgeschrittenen Forschungsstand zu diesem Großthema nicht gerecht. Eine Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Stand der Dinge wäre hier allemal angesagt gewesen.

Die 15 Beiträge von durchschnittlich knapp ca. zehn Druckseiten behandeln Themen aus dem Bereich der evangelischen Kirchen, bringen sodann Skizzen zu ausgewählten kleineren Religionsgemeinschaften (»Freikirchen«), schließlich Artikel zum katholischen Bereich, wobei das seit 1938 »angeschlossene« Österreich besondere Berücksichtigung findet. Breite und Gewicht der Themenstellungen fallen sehr unterschiedlich aus: sie reichen von »Hitlers religiöser Sprache« (Thomas Schirmacher) über »Protestantische Kirche und Theologie während der Hitlerzeit« (Eberhard Busch) bis hin zur »Haltung der Katholischen Kirche Luxemburgs gegenüber dem Nationalsozialismus im Vergleich mit dem Saarland« (Tanja C. Müller). Der an sich interessante Beitrag von Uwe Puschner über »Deutschchristentum« – er behandelt die Protagonisten einer frühen »Deutschkirche« um 1920 – kann einen Beitrag über die für den Protestantismus doch sehr wirkungsmächtigen »Deutschen Christen« von 1933 bis 1945 nicht ersetzen. Dieser Aspekt eines völkischen Protestantismus zur Hitlerzeit fehlt fast ganz in diesem Band. Der abschließende Beitrag von René Schlott bietet eine nützliche Skizze zum umstrittenen Endlosthema »Papst Pius XII. und die Juden« und die sich daran knüpfenden *Pius Wars* der jüngsten Zeit.

Auf dem Buchcover zeigt der Hrsg. das Bild eines evangelischen Pfarrers anlässlich eines Feldgottesdienstes im Sommer 1933. Dieses zweifellos aussagekräftige Photo hätte einer Erläuterung bedurft. Es ist inzwischen mehrfach in einschlägigen Beiträgen erläutert worden. Zu sehen ist der Berliner Nazi-Pfarrer und spätere Propst Walter Hoff. In einem Brief vom September 1943 rühmte sich dieser Theologe, eigenhändig an Judenliquidierungen während seines Kriegseinsatzes im Osten teilgenommen zu haben. Über ihn und gleich oder ähnlich gesinnte kirchliche Mittäter und Komplizen erfährt man leider zu wenig in diesem Buch.

*Manfred Gailus*

THOMAS HANSTEIN: Sprolls Marienweihe im Jahr von Stalingrad. Religiöser Akt oder politisches Fanal? Ein historischer Beitrag zum siebten Rottenburger Bischof. Marburg: Tectum 2014. VIII, 455 S. ISBN 978-3-8288-3428-6. Geb. € 44,95.

Durch das laufende Seligsprechungsverfahren ist Joannes Baptista Sproll (1870–1949, Bischof von Rottenburg seit 1927) ins öffentliche Interesse gerückt. Gerade in den letzten Jahren haben Arbeiten von verschiedenem Zuschnitt und unterschiedlichem wissenschaftlichem Wert das Bild des sogenannten »Bekennerbischofs« von Rottenburg ergänzt. Im Mittelpunkt steht dabei oft die verweigerte Teilnahme an der Reichstagswahl und Volksabstimmung 1938, nach der Sproll aus seiner Diözese verbannt wurde. Große Aufmerksamkeit erhält inzwischen auch die Predigtstätigkeit Sprolls, die den nationalsozialistischen Machthabern Grenzen aufzeigen sollte. Ein wenig hinterfragter Aspekt war hingegen bislang die Weihe des Bistums an das unbefleckte Herz Mariens am 3. Oktober 1943. Mit dieser Thematik hat sich Thomas Hanstein auf knapp 400 Seiten auseinandergesetzt und dabei das Ereignis in den zeitgenössischen Kontext und in langfristige Entwicklungslinien eingeordnet. Der Autor konnte auf seiner unveröffentlichten Diplomarbeit

aus dem Jahr 2003 aufbauen. Die somit »nachgeholte« Publikation ist umso erfreulicher, als Hansteins Qualifikationsarbeit bereits damals mit dem Bischof-von-Hefe-Preis der Diözese Rottenburg-Stuttgart ausgezeichnet wurde. Die Struktur der älteren Untersuchung wurde erkennbar beibehalten, jedoch um neuere Literatur und inhaltliche Aspekte ergänzt.

Die nun erschienene Arbeit bietet eine differenzierte Beleuchtung ihres Gegenstandes. Der Verfasser wählte dabei einen »trichterförmigen Zugriff« (2). Eine entsprechend breit gewählte obere Trichteröffnung führt ein in grundsätzliche mariologische Fragen (7–52), wodurch Fachleuten manche Redundanz, dem weniger versierten Leser aber notwendige Orientierung geboten wird. Der »historische Beitrag« Hansteins beinhaltet somit zunächst eine breite Darstellung der dogmatischen Entwicklung der Mariologie.

Die »Trendforschung« des zweiten einführenden Kapitels (53–102) verweist ausführlich auf die Strukturen und Erscheinungsformen der Marienverehrung im Bistum Rottenburg zur Zeit der Marienweihe. Die genannten Gemeinschaften, Multiplikatoren, Wallfahrten und Andachtsgegenstände lassen sich als damals vorhandene marianische Basis betrachten.

Ausgehend von der Person und Prägung Sprolls verdeutlicht Hanstein, warum die Marienweihe als besonderes Schutzverhältnis für den Bischof eine naheliegende Antwort auf die Schwierigkeiten seiner Zeit war. Sproll blieb demnach »über die Jahre hinweg seiner soliden, konservativen, »ultramontanen« Haltung treu« (159). Die Weihe von 1943 zählt somit zur »römischen Linie« (104), die sich vor allem auch im von Sproll unterstützten marianischen Verehrungsstil ausdrückte: »Mit Christus durch Maria« verweist [...] auf die christologische Basis in Sprolls Theologie, wie auch auf die Zeitgemäßheit der Theologie, in der er stand« (200). Die Marienweihe sei aber nicht primär der Vollzug römischer Vorgaben gewesen, »sondern vielmehr eine in diesem Sinne verstandene »Orts-Orthopraxie« in persönlicher Anbindung an Bischof Sproll« (358).

Erkenntnisse über die Prägungen Sprolls zieht Hanstein vor allem aus der quellen-nahen Analyse von Predigten und Hirtenschreiben. Demnach sollte die Marienweihe während der NS-Herrschaft die »Andersartigkeit katholischen Lebens« demonstrieren – sie habe durch die »Übergabe an die als himmlische Schutzmacht Geglaupte« deutlich machen sollen, »dass die ganze Diözese dem totalitären Anspruch des NS-Regimes entzogen sein soll« (179). Dabei wurden alte marianische Topoi »im Zeitkontext des Nationalsozialismus« adaptiert (337–341). Auf das der Feier zugrunde gelegte »Muster der Gegenwelt« weist Hanstein auch mit Blick auf das Weihejubiläum von 1953 hin, das diesen Dualismus unter veränderten Rahmenbedingungen beibehielt (290–337).

Gestützt auf seine Analyse der Marienweihe versucht der Verf., gängige Modellentwürfe der NS-Forschung zu Widerstand (Reppen/Hockerts/Gotto) und Resistenz (Broszat) auf den Untersuchungsgegenstand anzuwenden (342–355). Übertragungsfähige Ansatzpunkte fänden sich für beide Modelle, vor allem für das Resistenz-Konzept (351–353): »Primär religiös motivierte Interessen, »frommes« und primär unpolitisches Verhalten konnten durchaus politisch zünden« (352). Ausgehend von der Kritik des Widerstandsbegriffs und dessen unzureichender Abbildbarkeit in Modellen mahnt Hanstein auch die vorsichtige Verwendung in Bezug auf Bischof Sproll an: Es gelte nicht zu übersehen, dass »es auch und gerade im katholischen Milieu immer beides gab: »sowohl« wie »als auch«, Stützen und Unterlaufen, »Mitgehen« und »Gegenhalten« (353f.).

Die vorliegende Untersuchung stellt eine wertvolle Ergänzung der Forschung auf methodisch hohem Niveau dar. An einigen Punkten ist jedoch Kritik angebracht. Formal ist das gelegentliche Ausufern der Kommentierung zu monieren: Die Breite an Beispielen, Parallelisierungen und Aktualisierungen behindert den Lesefluss stellenweise unnötig. Manches wäre für einen »historischen Beitrag« zu vernachlässigen gewesen, zumal in Wiederholungen (z. B. 9f., Anm. 11; 393f., Anm. 1032). Unglücklich sind gerade angesichts des komplexen und kleinschrittigen Aufbaus der Untersuchung einige irreleitende Fehler bei internen Verweisen (z. B. 194, 336).

Kritik inhaltlicher Art wäre daran zu üben, dass trotz breiter Einführung der Einfluss marianischer Bewegungen auf die Klerusbildung nicht berücksichtigt wurde. Nach August Hagen führte dieser in der Zwischenkriegszeit gar zu »Reibereien« (Geschichte der Diözese Rottenburg, Bd. III, Stuttgart 1960, 169). Dem entspricht auch die Nichtbehandlung der Tätigkeit Sprolls im Tübinger Wilhelmsstift und im Rottenburger Priesterseminar zwischen 1898 und 1909. Die biographische Befassung mit der zentralen Person des handelnden Bischofs bleibt zu knapp (v. a. 104–112), obwohl der Autor selbst festhält: »Die Marienweihe scheint ohne entscheidende biographische Linien [...] Sprolls nicht erklärbar« (139). Gerade die Zeit in der Klerusbildung wäre aber doch interessant, wenn Hanstein betont, »wie intensiv Sproll von der bisher skizzierten mariologischen Dogmatik und auch Frömmigkeit durchdrungen war« (138). In Bezug auf den »heilsgeschichtlichen Stellvertretungsgedanken« der Mariologie des 19. Jahrhunderts habe Sproll sich »klar positioniert [...], wenn nötig auch gegen die Tradition der Tübinger Schule« (138). Hatte diese Haltung Folgen für den Repetenten und Subregens Sproll, auch für das spätere Verhältnis zwischen Bischof und Klerus? Anzumerken ist auch, dass der 1992 von Paul Kopf edierte Briefwechsel zwischen Sproll und Erzbischof Gröber nicht berücksichtigt wurde: Sproll streifte hier im April 1943 die Debatte über die »Dogmatisierung der *Assumptio*, der *Mediatrix* und der *Corredemptrix*«. Er verfolgte im direkten Vorfeld der Marienweihe die dogmatischen Diskussionen und hat sie in seinen Weiheankündigungen »absichtlich übergangen« (zitiert nach: RJKG 11 [1992], 293). Als grundlegendes Problem zeigt sich letztlich das Fehlen einer tiefgreifenden biographischen Untersuchung zu Bischof Sproll, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit naturgemäß nicht zu leisten war. In der Auseinandersetzung mit den ihm zur Verfügung stehenden Quellen und der Sekundärliteratur geht Hanstein allerdings kritisch, handwerklich sauber und zielführend vor.

Im Fazit bleibt eine sehr informative Untersuchung über einen wichtigen Aspekt der Regierungszeit Joannes Baptista Sprolls. Gerade angesichts der noch immer bestehenden Forschungsdesiderata zu diesem Abschnitt Rottenburger Bistumsgeschichte ist Thomas Hanstein trotz der genannten Kritikpunkte eine verdienstvolle Leistung zu attestieren.

*Jürgen Schmiesing*

FRANZ X. SCHMID: Marienweihe der Diözese Rottenburg am Rosenkranzfest 1943. Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink 2015. 138 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-89870-935-4. Geb. € 14,80.

In einem sechsten Buch befasst sich Franz Xaver Schmid erneut mit dem Leben des siebten Bischofs von Rottenburg, Joannes Baptista Sproll (1870–1949, Bischof von Rottenburg 1927–1949). Thema des neuen, wiederum im Kunstverlag Josef Fink erschienenen Bandes ist die von Sproll am 3. Oktober 1943 vorgenommene Weihe des Bistums an das unbefleckte Herz Mariens. Zum selben Thema erschien 2014 bereits die

eingehende Untersuchung von Thomas Hanstein (vgl. die Besprechung im vorliegenden Band), von der Schmid im Vorwort knapp Notiz nimmt (10). Schmid's Arbeit lässt sich wohl am ehesten als Versuch einer populären Quellendokumentation bezeichnen, zumal der Sproll-Forscher Schmid auch an keiner Stelle einen anderen Anspruch erhebt.

Auffällig ist die ungewöhnliche Struktur des Bandes: Nach einem knappen »Vorwort und Danksagung« (10) bieten die folgenden 100 Seiten Nachdrucke von Quellendokumenten, die mit der Marienweihe des Bistums in direktem Zusammenhang stehen. Hier finden sich Hirtenschreiben, Anweisungen für die Seelsorge, des Weiteren Predigten und Vorträge bzw. entsprechende Skizzen. Eine kommentierende Einordnung oder Einbettung dieser Texte findet nicht statt, obwohl sie nicht nur für den interessierten Laien hilfreich wäre. Der erste Teil der Quellensammlung schließt mit mehreren Hirtenworten zur Erneuerung der Marienweihe 1968 bzw. zu den jeweiligen Gedenktagen in den Jahren 1978 und 1993 sowie mit einem Abdruck des päpstlichen Weihegebetes von 1942 (100–111). Die verbleibenden Seiten behandeln in einer Mischung aus Kurzkomentaren und Nachdrucken Spezialthemen aus dem Umfeld, so die Konstanzer Marienweihe von 1683, die der Diözese Eichstätt von 1842 oder die 600-Jahrfeier der evangelischen Marienkirche in Reutlingen 1943 (112–124). Auch die hier angebotenen Informationen stellen jedoch keinen Gesamtzusammenhang her.

Zwei kurze Episoden veranschaulichen die persönliche Marienverehrung Bischof Sprolls und erlauben so einen Einblick in dessen privates Frömmigkeitsleben (125). Unter der Überschrift »Pfarrer Josef Weiger – Verfasser des Rottenburger Weihegebetes« berührt Schmid eigentlich die »liturgische Bewegung«, der Weiger durch seine Freundschaft mit Romano Guardini nahestand (126–129). Allerdings geht er nur knapp auf offensichtliche Konflikte ein. Man vermisst die Frage, warum ausgerechnet Weiger mit der Abfassung des Weihegebetes beauftragt wurde – trotz der Distanz, die Sproll und die Verantwortlichen in der Diözesanleitung zur liturgischen Bewegung hielten. In den genannten Punkten wäre eine vertiefte Betrachtung wünschenswert gewesen.

Schmid's jüngster Sproll-Band bietet unter dem Strich einen Einblick in die Überlieferung zur Marienweihe. Gerade das Material aus Pfarrarchiven und Privat-Überlieferungen kann dabei wertvolle Perspektiven eröffnen. Einer weiteren wissenschaftlichen Auswertung dieser Quellensammlung steht allerdings der Verzicht auf detaillierte Quellenangaben im Weg. Für die rein technische Lesbarkeit der angebotenen Texte war neben der Qualität einiger Vorlagen auch das gewählte violette Papier von Nachteil. Ein über gelegentliche Anpassungen der Vorlagen (etwa 20, 48, 57) hinausgehendes Mehr an Nachbereitung wäre sinnvoll gewesen. Letztlich ist festzuhalten, dass dieser Band zur Marienweihe eher zur spirituellen Annäherung an dieses marianische Phänomen als zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihm geeignet sein dürfte. Der »unvermittelte« Nachdruck der zeitgenössischen Quellen mag in dieser Hinsicht sogar von Vorteil sein.

*Jürgen Schmiesing*

JOSEF PILVOUSEK: Die katholische Kirche in der DDR. Beiträge zur Kirchengeschichte Mitteldeutschlands. Münster: Aschendorff 2014. 457 S. ISBN 978-3-402-13090-2. Kart. € 39,80.

Wenn es um das Verhältnis von Staat und Kirche in der DDR geht, so stehen meist die evangelischen Kirchen im Mittelpunkt des Interesses. Nicht weniger spannend ist der Entwicklungsweg der in Ostdeutschland wesentlich kleineren katholischen Kirche. Zwar liegen auch hierzu bereits mehrere Arbeiten und Aufsätze vor. Behandelt werden in ihnen u. a. die Position der katholischen Kirche gegenüber dem SED-Staat und die Entscheidungen der Administratoren und Bischöfe in den grundlegenden Auseinandersetzungen, z. B. in der Jugendweihefrage (u. a. Martin Höllen: Loyale Distanz? Katholizismus und Kirchenpolitik in SBZ und DDR. Ein historischer Überblick in Dokumenten. Berlin 2002; Bernd Schäfer: Staat und katholische Kirche in der DDR [Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Bd. 8], Weimar 1999). Wer sich jedoch über einzelne Aspekte, die die katholische Kirche betreffen, informieren will oder sich für die Biographie bestimmter kirchenleitender Persönlichkeiten interessiert, begibt sich zuweilen immer noch auf eine mühevoll Suchende. Umso erfreulicher ist es, dass mit der Arbeit von Josef Pilvousek eine neue wie fundierte Abhandlung vorliegt, in der sich vieles nachlesen lässt und die Aufschluss über viele Grundsatz- wie Detailfragen liefert.

Konkret handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit nicht um eine zusammenhängende Monographie, sondern um eine Aufsatzsammlung. Die Beiträge stammen allesamt von Josef Pilvousek, der für den Band jene Vorträge und Aufsätze aus seiner langjährigen Arbeit ausgewählt hat, die er »für die wesentlichsten hält« und »die erstmals eine ›ostdeutsche‹ Thematik behandeln« (7). Josef Pilvousek ist mit dem Thema, über das er schreibt, bestens vertraut. Er studierte in Erfurt an der einzigen Ausbildungsstätte für katholische Priester in der DDR, arbeitete hier als Assistent, schrieb in Erfurt seine Dissertation und leitete später das Domarchiv in der Stadt, das als Regionalarchiv der Ordinarien Ost zur entscheidenden Anlaufadresse bei der Aufarbeitung der katholischen Kirchengeschichte zu Zeiten der DDR wurde. Zugleich baute er die Forschungsstelle für kirchliche Zeitgeschichte in Erfurt mit auf und wirkte – bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2013 – in der Domstadt als Universitätsprofessor für Kirchengeschichte.

Die Beiträge in dem Sammelband lassen sich thematisch sechs großen Bereichen zuordnen. Fünf Aufsätze widmen sich den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen nach 1945, konkret deren Aufnahme in den katholischen Gemeinden der Ostzone und der DDR. Der Autor stellt zugleich die Frage, wie die Vertriebenen ihrerseits die angestammten Ortsgemeinden verändert haben. Im zweiten Teil werden acht Biographien von kirchenleitenden katholischen Persönlichkeiten vorgestellt. Tatsächlich handelt es sich um mehr als nur rein additive Biographien. Ebenso werden wichtige Anliegen, die die Betroffenen vertraten, inhaltliche Schwerpunkte, die von ihnen gesetzt wurden, und Impulse, die von ihnen ausgingen, besprochen. Vorgestellt werden u. a. die Biographien von Heinrich Wienken, Otto Spülbeck, Gerhard Schaffran und Joachim Wanka. In zwei weiteren Aufsätzen geht es um die Elisabethwallfahrten in Erfurt, einem wichtigen Höhepunkt im Leben der katholischen Gemeinden der DDR. Der vierte Teil steht unter der Überschrift »kirchliches Leben im totalitären Staat« und enthält sechs Aufsätze, die sich mit der Situation auseinandersetzen, in der sich die katholische Kirche nach der deutschen Teilung befand und aus der sie ihr Selbstverständnis ableitete. Sowohl im biographischen Teil als auch hier werden jene beiden

Denkfiguren, die für das Selbstverständnis der Katholiken in der DDR standen und jenes auf den Punkt brachten, eingehend analysiert: Der Bischof von Meißen, Otto Spülbeck, sprach so in einer Predigt 1956, die als »Spülbeck-Predigt« kaum wie »eine andere Predigt eines DDR-Bischofs einen solchen Bekanntheitsgrad« erlangte, vom Sozialismus als dem »fremden Haus«, dessen Fundamente fehlerhaft seien und dessen Grundfeste er für falsch halte. Der Berliner Bischof Wilhelm Weskamm umschrieb die doppelte Diaspora der katholischen Kirche, zum einen in einem evangelischen Stamm-land und zum anderen mit der evangelischen Kirche zusammen in einer mehrheitlich sich entkirchlichenden Gesellschaft leben zu müssen, als »Gärtnerei im Norden«, in der vieles sich schwerer als im Süden anfasse, aber das Gärtnern unter Mühen doch möglich sei (108). Dieser Aspekt wird im anschließenden Teil, dem Abschnitt »Konzil und Konzilsrezeption/Synode«, erneut aufgegriffen und mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil in Beziehung gesetzt. Der letzte Abschnitt enthält vier Aufsätze zum »politischen und gesellschaftlichen Umbruch« in der DDR und zu dessen Folgen für die katholischen Christen, die Gemeinden und einzelne katholische Institutionen in der sich auflösenden DDR. Die Überlegung, mit denen sich Josef Pilvousek hier auseinandersetzt, sind sowohl grundsätzlicher Art (z. B. »Religion und Diktatur in Ostdeutschland 1945–1989«). Zum anderen geht der Autor auch auf ganz konkrete Fragen im Zuge der sich vollziehenden Transformation ein; so u. a. auf die »Integration der Theologischen Fakultät in die Universität Erfurt«.

Josef Pilvousek hat mit seiner Aufsatzsammlung »Die katholische Kirche in der DDR« ein insgesamt aufschlussreiches Buch vorgelegt, das sich vor allem durch Faktenreichtum und Detailwissen auszeichnet und einen wertvollen Einblick in das Leben der katholischen Gemeinden und Institutionen in der DDR gewährt. Auch wenn nicht jeder immer und in jedem Punkt die Einschätzung des Autors teilen wollen, so stellt die Arbeit doch eine wichtige Ergänzung zur bereits vorliegenden Literatur dar und wird als Diskussionsgrundlage den wissenschaftlichen Diskurs bereichern. Nicht wenige Themen werden zudem erstmals in dieser Ausführlichkeit angesprochen; andere Fragen überhaupt das erste Mal behandelt.

*Christian Halbrock*

JOACHIM SCHMIEDL: Dieses Ende ist eher ein Anfang. Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils durch die deutschen Bischöfe (1959–1971). Paderborn: Ferdinand Schöningh 2014. 349 S. ISBN 978-3-506-77445-3. Kart. € 49,90.

Je größer der zeitliche Abstand zum Zweiten Vatikanischen Konzil wird, desto stärker schreitet dessen Erschließung voran. Neue Quellen wie etwa Tagebücher von Beteiligten werden aufgetan und Archive geöffnet, personelle Konstellationen treten klarer hervor. Historische Konzilsforschung leistet damit einen eminenten Beitrag zum Verständnis jenes Ereignisses, welches die katholische Kirche grundlegend gewandelt hat.

Joachim Schmiedl, Professor für Kirchengeschichte in Vallendar, hat nun eine Monographie vorgelegt, in der er die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils durch die deutschen Bischöfe untersucht. Seine Grundthese lautet, dass sich die Bischöfe emanzipierten, sofern sie von hörenden, vorrangig Instruktionen empfangenden zu selbst initiativen, mitgestaltenden Akteuren einer Weltkirche wurden (11, 287). Auf eine Einführung, in der Forschungsstand und Ansatz der Studie erläutert werden, folgen fünf Kapitel, in denen Schmiedl die Rezeptionsvorgänge chronologisch darstellt. Er stützt sich dabei vorrangig auf die Amtsblätter der einzelnen Diözesen, denen teilweise Supplemente für die pasto-

rale Praxis beigegeben waren (27–29). Aufschlussreich sei diese Quellengattung, weil sie Einblicke in die Wahrnehmung und Aneignung des Konzils vor Ort biete. Damit ist freilich nur die eine Seite im Blick – klärungsbedürftig ist außerdem, inwieweit die in den Amtsblättern formulierten Anweisungen vor Ort überhaupt aufgenommen und umgesetzt wurden. So wäre die Perspektive *von oben* durch eine solche *von unten* zu ergänzen. Was die Bischöfe selbst anbelangt, thematisiert Schmiedl die prägenden Mentalitäten, leitenden Kirchenbilder und Amtsmodelle sowie die sozialgeschichtlichen Hintergründe nur kurz (31–37). Von daher müssten weitere Studien folgen, um ein noch umfassenderes Bild von der kirchlichen Führungselite zu gewinnen. Der Fokus von Schmiedls Studie ist freilich auch ein anderer, geht es ihm doch um die Rezeption des Konzils. Dessen Ankündigung durch Papst Johannes XXIII. wurde von den Oberhirten verhalten registriert (63–65). Eigentlich erst mit Beginn der Kirchenversammlung stellte sich eine euphorische Stimmung ein, die über die erste Sitzungsperiode hinweg anhielt (88–96). Zurückhaltender wurde die zweite, eng mit Papst Paul VI. verbundene *Sessio* wahrgenommen (97–102). Ende 1965 konnte das Konzil dann erfolgreich zum Abschluss gebracht werden, was die Deutsche Bischofskonferenz zum Anlass eines Hirtenschreibens nahm (103–108). Angesichts der Hoffnungen und Erwartungen, die durch den neuen Stil und einzelne Beschlüsse bei vielen Gläubigen geweckt worden waren, erwies sich die konkrete Umsetzung in den Diözesen aber als ein komplexes Unterfangen. Das betraf vor allem die Liturgie, wo die konziliaren Reformen am greifbarsten wurden: Einführung der Muttersprache, veränderte Zelebrationsrichtung, breite Möglichkeiten in Bezug auf die musikalische Gestaltung, ein neues Messbuch (109–140). Nicht minder anspruchsvoll gestaltete es sich, entsprechend den ekklesiologischen Leitlinien des Konzils, ein neues Kirchenbild und damit auch eine neue Amtstheologie zu formulieren (140–194). Beispielsweise wurden im Jahr 1968 erstmals ständige Diakone geweiht, und zusätzliche kirchliche Dienste entstanden, die auch für Frauen offen waren. Weitere Themenkomplexe, auf die Schmiedl eingeht, sind die Ökumene (194–206), die Glaubensweitergabe (206–221), das christliche Leben allgemein (221–256) sowie die Mission – hier werden etwa die großen kirchlichen Hilfswerke behandelt (256–280). Den Schluss bildet ein knapper Blick auf die Vorbereitungsphase der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, die in den Jahren 1971 bis 1975 in Würzburg stattfinden sollte (281–287). Ihr Ziel war es, die Beschlüsse des Konzils noch mehr in den Ortskirchen zu implementieren. Hierzu hat Schmiedl übrigens zwei Sammelbände (mit)herausgegeben.

Schmiedl enthält sich weitgehend eigener Deutungen, ebenso wenig gewichtet und bewertet er. Durch die gründliche Erschließung bisher kaum beachteter Quellen wird der künftigen Forschung einiges Material zu Verfügung gestellt, denn längst nicht für sämtliche Bischöfe und Diözesen liegen umfassende Studien über die Rezeption des Zweiten Vatikanums vor.

*Benjamin Dablke*

### 7. Orden, Klöster und Stifte

META NIEDERKORN-BRUCK (HRSG.): Ein Heiliger unterwegs in Europa. Tausend Jahre Koloman-Verehrung in Melk (1014–2014). Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2014. 528 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-205-79556-8. Geb. € 49,00.

Der vorliegende Band druckt die Beiträge der Tagung »Koloman 1012–2012. Unterwegs in Europa – Unterwegs für die Welt« im Oktober 2012 im Kloster Melk. Histori-



ker verschiedener Disziplinen gehen in insgesamt 21 Beiträgen der Geschichte der Koloman-Verehrung nach. Meta Niederkorn-Bruck untersucht das Koloman-Gedächtnis in den Kalendern des 12. bis 21. Jahrhunderts und verdeutlicht dabei die Verbindungen des Koloman-Gedächtnisses zwischen Verehrung und Politik. Ernst Bruckmüller stellt die Entwicklung des Namens »Österreich« vom 10. bis zum 20. Jahrhundert vor. Rainald Dubski gibt einen Überblick über das Hl. Römische Reich und seine Nachbarn in der Zeit um 1000. Ernst Lauer mann stellt den frühungarischen Reiter aus Gnaden-dorf vor. Er zieht aus dem Fund und seinen Datierungen Rückschlüsse auf die politi-sche Entwicklung des heutigen Niederösterreich im 10. Jahrhundert. Andreas Bihrer widmet sich den Heiligen in der Chronik Thietmars von Merseburg und verbindet diese Ergebnisse mit dem dort erstmals erwähnten Martyrium des Hl. Koloman. Udo Fischer gibt einen biographischen Überblick über Leben und Wirken Bischof Altmanns von Passau, wobei sein Wirken im Investiturstreit im Vordergrund steht. David Merlin geht auf die einstimmigen liturgischen Gesänge zu Ehren des Hl. Koloman ein. Christine Glassner zeigt die literarische Transformation des Hl. Koloman in den mittelalterlichen Legenden, während Gottfried Glassner die Verbindung des Heiligen zu Melk und die Entwicklung seiner Verehrung darstellt. Dagmar Ó Riain-Raedel befasst sich mit der angeblichen Herkunft des Hl. Koloman aus Irland. Sie lehnt diese nach allen beste-henden Möglichkeiten nicht unbedingt ab. Alois Schmid zeigt die Verbindung Bay-erns zum Hl. Koloman über die Ortsnamen, Kirchenpatrozinien, die Ikonographie, die Historiographie und das Kloster St. Emmeram in Regensburg, wo der Hl. Koloman besonders verehrt wurde. Michael Grünbart stellt die Frage, was man aus dem Heiligen Land zu Beginn des 11. Jhs. mit nach Europa brachte. Dabei wird die Bedeutung der Reliquien vor Augen geführt. Thomas Schilp stellt den mit der Stadt Dortmund als Pa-tron besonders verbundenen Reinaldus als Pilger vor. Elisabeth Klecker untersucht einen Einblattdruck zu Ehren des Hl. Koloman von 1513. Dabei wird die humanistische Beschäftigung mit dem Heiligen im Umkreis von Kaiser Maximilian I. deutlich. Klaus Lohrmann untersucht die Beziehungen der Grafen von Vornbach zu Melk im 11. und 12. Jahrhundert. Dabei wird die Frühgeschichte des Klosters Melk und der unter den heutigen Klostergebäuden bestehenden Vorgängerbauung verdeutlicht und eben-so die Beziehungen der älteren Babenberger zu dem Kloster. Werner Telesko befasst sich mit dem Koloman-Altar in der Melker Stiftskirche, der im frühen 18. Jahrhundert errichtet wurde. Dabei wurden die drei Patrozinien des Hauptaltars und der beiden Querhausaltäre im Sinne einer Integration Kolomans in ein Gesamtprogramm vereint und ein Gesamtbild geschaffen, das auch die Geschichte des Stiftes Melk einbezog. Ralph Andraschek-Holzer zeigt Ansichten von Melk aus dem 18. Jahrhundert, um diese Époche zu verdeutlichen. Kathrin Pallestrang führt in das Verhältnis von Heiligen-verehrung und Politik aus kulturwissenschaftlicher Sicht ein. Mit einer Reihe von Bei-spielen wird das Verhältnis zwischen Heiligenverehrung und Politik gezeigt. Andreas Zajic untersucht die Rolle der Babenberger Grablege für das Selbstverständnis des Mel-ker Konvents im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Dabei wird deutlich, wie sich Kloster Melk im Kreis der führenden Prälatenklöster der babenbergischen Territorien gegen die neu aufkommenden Konvente und ihre Beziehungen zu den Babenbergern gewehrt hat. Edeltraud Ambros geht umfassend auf Verehrung, Kult und Brauchtum im Umkreis des Hl. Koloman als Forschungsgegenstand der Volkskunde ein. Dabei werden die Orte Stockerau, Weikendorf und Eisgarn mit alter Koloman-Verehrung be-handelt. Ebenso werden Breverln und Andachtsbilder untersucht und umfassend auch der Kolomani-Kir-Tag in Melk. Andrea Longoni-Hötschl versucht, Wallfahrt und Kult in den Geschichtsunterricht der Gegenwart umzusetzen. Eine ausführliche Würdigung

dieser Umsetzung beweist, wie schwierig es in der säkularen Gegenwart geworden ist, religiöse Themen einem breiten Schülerkreis zu vermitteln.

Der wertvolle Band würdigt den Heiligen, der als angeblich irischer Königssohn im Sommer 1012 auf einer Pilgerreise ins Heilige Land im Umkreis von Stockerau aufgegriffen und hingerichtet wurde. Das Fehlurteil wurde durch Wunder rasch offenkundig und Markgraf Heinrich I. hat am 13. Oktober 1014 den Hl. Koloman in der Burg Melk beisetzen lassen. In einem Zeitalter der Migration und Integration von Fremden gewinnt der Hl. Koloman eine neue Lebendigkeit, wenn auch dieser Aspekt im vorliegenden Werk leider nur kurz im Vorwort zum Tragen kommt. Der Königssohn, der als armer Pilger hingerichtet wird und damit ein Zeugnis der Christusbachfolge liefert, wird in vielen Einzelheiten historisch untersucht. Als Historiker stellt man befriedigt fest: Gut so! Der Band hat aber auch eine theologische Aussage, die berücksichtigt werden muss. Die von säkularer Seite so oft negativ beurteilte Verehrung von »Knochen, Zähnen und Haaren« hat über Jahrhunderte hinweg die Verbindung der Gläubigen zu Gott hergestellt und sollte auch heute an die Nachfolge des Hl. Koloman erinnern. Abseits von jeder intellektuellen, historisierenden Darstellung wird dabei ein wertvoller Beitrag für das Glaubensleben der Kirche abgelegt, das leider viele Intellektuelle übersehen.

*Immo Eberl*

THOMAS M. KRÜGER: Leitungsgewalt und Kollegialität. Vom Benediktinischen Beratungsrecht zum Konstitutionalismus deutscher Domkapitel und des Kardinalkollegs (ca. 500–1500) (Studien zur Germanica Sacra, Neue Folge 2). Berlin – Boston: De Gruyter 2013. VII, 355 S. ISBN 978-3-11-027725-8. Geb. € 129,95.

Die Augsburger Habilitationsschrift von 2009 ist ein Werk der großen Linien, die souverän durch ein Jahrtausend kirchlicher Verfassungsgeschichte Europas gezogen werden. Das 50 Seiten umfassende Literaturverzeichnis dokumentiert eindrucksvoll die Breite der Recherche. Ein solcher Zugriff verspricht Einsichten in globale Zusammenhänge, er birgt aber auch die Gefahr, dass sich die Untersuchung an der Oberfläche bewegt. Beim vorliegenden Werk überwiegen die positiven Aspekte, wenn auch Engführungen und Kurzschlüsse nicht ganz vermieden wurden.

Die Arbeit ist von ihrem Ende her konzipiert. Der Vf. hat sich mit spätmittelalterlichen Wahlkapitulationen als Dokumenten einer kollegialen Kultur (11) beschäftigt. Die Entstehung dieser Kultur wird als Ergebnis eines konstitutionellen Wandels verstanden, der in der vorliegenden Studie dargestellt wird. Die Annäherung an das Thema erfolgt in Kap. I. wiederum rückschreitend. Ausgehend von dem Satz *Quod omnes tangit debet ab omnibus approbari* und der *Lex Quisquis* werden Körpermetaphern als Konzepte für die Einbeziehung geistlicher Gruppen und Korporationen (v. a. Domkapitel und Kardinäle) in Entscheidungsprozesse untersucht. Als patriarchalisches Gegenmodell zu solchen korporativen Entwürfen wird die Benediktsregel ins Spiel gebracht. Der Vf. überfordert diesen Text allerdings, wenn er ihn zum Kronzeugen einer frühmittelalterlichen Kultur monarchischer Herrschaft im Rahmen der kirchlichen Ordnung machen will und ihm »konstitutionelles Anregungspotential« (47) zuspricht, zumal das im Untertitel genannte Beratungsrecht als Phänomen der Anpassung an die karolingerzeitliche Konsenskultur keineswegs allgemeine Geltung erlangen konnte. Die Verbindungslinien zu den hoch- und spätmittelalterlichen Verhältnissen sind kaum auszumachen. Diese verdanken ihre Entstehung ganz wesentlich dem im späten 11. Jahrhundert einsetzenden fundamentalen

Kulturwandel, zu dessen für den vorliegenden Zusammenhang einschlägigen Aspekten die Wiederbelebung des römischen Rechts und die dazu parallel verlaufende Systematisierung des Kirchenrechts zählen.

In Kap. II behandelt der Vf. zunächst die Formierung der Domkapitel im Reich zu Korporationen (vgl. dazu Manfred Groten, *Von der Gemeinschaft der Brüder zum Kapitel. Studien zur Entwicklung korporativer Begrifflichkeit in Stiften und Klöstern im 11. und 12. Jahrhundert*, in: *Zwischen Praxis und Wissenschaft* hg. von Reimund Haas, Christiane Heinemann und Volker Rödel, Wiesbaden 2014, 101–122) und die Frühgeschichte des römischen Kardinalats. Daran schließt eine Untersuchung der Erlangung von Wahl- und Konsensrechten durch die Kapitel und das Kardinalkollegium an. Kap. III nimmt dann die Zurückdrängung und Beschneidung solcher Mitwirkungsrechte durch die Päpste im 14. Jahrhundert in den Blick. Bekanntlich hat der Ausbruch des Großen Schismas 1378 diese zentralistische Phase der Kirchengeschichte beendet. Kap. IV. verfolgt unter der Überschrift »Formalisierung der Mitbestimmung und Etablierung fürstlicher Dominanz« die Entwicklung nach dem Konstanzer Konzil. Hier stehen nun die Wahlkapitulationen im Mittelpunkt. Hier konnte der Vf. auf eigene Funde und Vorarbeiten zurückgreifen (vgl. Literaturverzeichnis, 315).

Die konzentrierte Untersuchung verdient Beachtung, weil sie Entwicklungslinien zeichnet, die es intensiver zu verfolgen gilt, und Fragen aufwirft, die weitere Forschungen zur kirchlichen Verfassungsgeschichte anregen mögen.

*Manfred Groten*

CLEMENS DÖLKEN OPRAEM (HRSG.): *Norbert – Patron des Bistums Magdeburg*. Magdeburg: Norbertus-Verlag 2010. 140 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-941265-03-5. Geb. € 15,00.

CLEMENS DÖLKEN OPRAEM (HRSG.): *Norbert von Xanten und der Orden der Prämonstratenser*. Magdeburg: Norbertus-Verlag 2010. 196 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-941265-04-2. Geb. € 12,80.

Siehe oben 4. *Mittelalter*

JÖRG VOIGT: *Beginen im Spätmittelalter* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Bd. 32). Köln – Weimar – Wien: Böhlau 2012. X, 521 S. Geb. ISBN 978-3-412-20668-0. € 69,90.

Jörg Voigt hat mit der vorliegenden Publikation zu den »Beginen im Spätmittelalter« seine an der Universität Jena eingereichte Promotionsschrift in einer überarbeiteten und erweiterten Version vorgelegt. Ausgehend von einem zu begrüßenden Forschungsvorhaben, die spätmittelalterliche Frauenfrömmigkeit in Thüringen und insbesondere Entstehung und Entwicklung des Beginenwesens vergleichend aufzuarbeiten und dabei die Quellenbestände für Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen und Jena zu sichten, auszuwerten und zu interpretieren, ist eine umfassende Arbeit entstanden, die das ambitionierte Ziel verfolgt, das Beginentum im mittelalterlichen deutschen Reich in den Blick zu nehmen und dabei verschiedene Erklärungsmodelle der Forschung zu überprüfen.

Die Studie gliedert sich in zwei große Teile, wobei zunächst die Genese des Beginentums unter Einbeziehung der Vorgänge im Bistum Lüttich und die Aktivitäten des Jakob

von Vitry diskutiert werden (17–170). In einem zweiten Hauptteil erörtert Voigt die Entwicklungen im 14. Jahrhundert, indem er vom Konzil von Vienne 1311/1312 ausgeht und dabei als Zielsetzung formuliert, »die Quellen zum nordalpinen Beginenwesen erstmalig in möglichst großer Breite in Zusammenhang (zu stellen), um nach den tatsächlichen Auswirkungen der genannten Konzilsbeschlüsse zu fragen« (14). Diese Frage mündet in eine Analyse und Neubewertung verschiedener regionaler Verfolgungswellen und Inquisitionen im weiteren Verlauf des 14. Jhs. bis hin zum Baseler Beginenstreit zwischen 1400/04 und 1411. Im Zentrum stehen die Vorgänge in der Mainzer Erzdiözese, insbesondere in Straßburg, und im Vergleich dazu in den Diözesen Cambrai, Tournai, Lüttich und Utrecht, sowie die Inquisitionen des Dominikanerprovinzials Walter Kerlinger in Thüringen (171–425). Ein drittes Kapitel skizziert nur noch als knappen Exkurs die Umwandlung von Beginengemeinschaften in Tertiärinnenkonvente im 15. Jahrhundert (427–434).

Die Studie hinterlässt einen etwas zwiespältigen Eindruck. Positiv hervorzuheben sind die Ergebnisse, die Voigt trotz einer überaus lückenhaften Quellenlage für die von ihm untersuchten thüringischen Städte herausarbeitet und deren Einzelbelege er zu einem Bild von einer religiös motivierten Frauenfrömmigkeit verdichtet, welche bis in die Mitte des 13. Jhs. in regulierten wie unregulierten Bahnen verlief. Er stellt dabei fest, dass beide Organisationsformen als gleichermaßen attraktiv erschienen. Voigts Beobachtung, dass nichtreguliert lebende fromme Frauen sich anfänglich den Bettelorden zuwandten, sie aber auch Kontakte zu Klerikern und Regularkanonikern unterhielten und zu ihnen viele reiche, aus den städtischen Führungsschichten kommende Frauen gehörten, und die Beginen in der Stadtgesellschaft überwiegend einen guten Ruf hatten, deckt sich mit Befunden aus anderen Regionen, wie sie etwa Hannah Hien für Würzburg und Regensburg herausgearbeitet hat (Hannah Hien, *Das Beginenwesen in fränkischen und bayerischen Bischofsstädten*, Würzburg 2013). Diffizil hingegen ist die Kernthese des Buches, »dass das Beginenwesen nicht verfolgt wurde und keinen Häresieansuldigungen ausgesetzt war« (442), wobei die in der Forschung plausibel gemachten Verfolgungen von Voigt relativiert oder als Ausnahmen deklariert werden. Dass dabei die diesbezüglich unternommenen Neuinterpretationen der Quellen und die Überprüfung verschiedener Forschungstheseen sowie die argumentative Präsentation der Sachverhalte und der Literatur methodisch und sprachlich defizitär und vielfach wenig überzeugend erscheinen, ist bereits von verschiedenen Seiten moniert und konkret aufgezeigt worden (vgl. insbesondere die ausführlichen Besprechungen von Martina Wehrli-Johns, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 77 [2013], 366–371; Brigitte Hotz, in: *MIÖG* 122 [2014], 124–139). Mit den Thesenbildungen des Autors wird sich die Forschung aber weiterhin auseinanderzusetzen haben.

*Amalie Fößel*

SABINE KLAPP: *Das Äbtissinnenamt in den unterelsässischen Frauenstiften vom 14. bis zum 16. Jahrhundert* (Studien zur Germania Sacra, Neue Folge, Bd. 3). Berlin – Boston: De Gruyter 2012. X, 621 S. ISBN 978-3-11-029641-9. Geb. € 129,95.

Die vorliegende Untersuchung wurde 2009 an der Universität Trier als Dissertation abgeschlossen. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen die Äbtissinnen der vier unterelsässischen Kanonissenstifte Andlau, Hohenburg, Niedermünster und St. Stephan in Straßburg; dazu werden knappe Abrisse der Geschichte der einzelnen Frauenstifte gegeben und ein personengeschichtlicher Anhang geliefert. Die Einleitung geht auf die Problem-

stellung der Untersuchung ein, die das Ziel hat, die Leiterinnen der Stifte als handelnde Personen zu zeigen. Dabei spielen Stellung, Funktionen und Aufgabenbereiche innerhalb der Stiftsgemeinschaft, vor allem aber ihre Handlungsmöglichkeiten eine entscheidende Rolle. Neben den Ergebnissen für die elsässische Geschichte sollen dabei auch Lücken in der Erforschung der Kanonissenstifte geschlossen werden. Nach Festlegung des zeitlichen und geographischen Rahmens der Untersuchung zeigt sich für die Stifte eine sehr gute Quellenlage. Wegen der fehlenden Vorarbeiten war die Verfasserin gehalten, zuerst den Rahmen der Untersuchung zu erarbeiten. Im zweiten Kapitel (B. Geschichte und Profil der Frauenstifte) wird dieses umfassend geleistet. Nach einem Überblick über die Gründung der Frauenstifte im Frühen Mittelalter und den Reformen und Reformversuchen des Hohen Mittelalters steht die Darstellung der Lebensformen im Zeitalter der zurückgehenden Wirtschaftskraft des Spätmittelalters vom 13. bis zum 15. Jahrhundert an. Daran schließt die Darstellung von Auflösung, Umwandlung bzw. Fortbestand der Stifte im 16. Jahrhundert an. Das innerhalb der Mauern der Stadt Straßburg gelegene Stift St. Stephan war von den Bauernkriegsunruhen nicht so stark betroffen wie die Stifte Andlau, Hohenburg und Niedermünster, die erhebliche Verluste hinnehmen mussten. Doch wurde von kulturlosen Gemeindemitgliedern in Straßburg als Straßenmob der Hauptaltar von St. Stephan verwüstet. Die vordringende Reformation führte in den 1530er-Jahren neben Austritten aus dem Konvent auch zu erheblichen Wirtschaftsproblemen des Stifts. Die vier untersuchten Stifte hatten sich seit dem frühen Mittelalter relativ ähnlich entwickelt. In den 1540er-Jahren trennten sich jedoch die Entwicklungslinien der Stifte und verliefen in Zukunft unterschiedlich. Adelheid von Andlau musste 1544 als Äbtissin von St. Stephan zurücktreten, wurde evangelisch und heiratete anschließend, auch ihre Nachfolgerin Margaretha von Landsberg wurde 1545 evangelisch. Nach dem Tod des letzten katholischen Kanonikers 1556 wurde St. Stephan evangelisches Stift, was es in relativ ähnlichen Formen wie zuvor in der katholischen Zeit bis zur Französischen Revolution blieb. In Niedermünster zerstörte 1542 ein Brand die Stiftsgebäude, das Hospital, die Wohnungen der Chorherren und einen großen Teil der Wirtschaftsgebäude. Ein Wiederaufbau unterblieb aus mangelnden Finanzmitteln und die Gemeinschaft wurde aufgelöst, während die Reliquien und einige Wertgegenstände nach Hohenburg gebracht wurden. Die Gebäude und der Besitz wurden daraufhin dem Domkapitel Straßburg übergeben. Auch in Hohenburg brannten 1546 die Kirche, die Stiftsgebäude und die angrenzenden Gebäude ab, der Wiederaufbau unterblieb wegen der angeschlagenen Finanzen. Damit endete auch dieses Frauenstift. Andlau blieb als katholisches Kanonissenstift bis zur Französischen Revolution bestehen.

Die Lebensform der Kanonissen nach ihren Regeln und Statuten wurde von der Verfasserin ebenso wie der Personalstand eingehend untersucht. Dazu wurden auch die äußeren Verfassungselemente aufgrund der Beziehungen zu Reich, Papst und Bischof und als Abschluss noch die Entwicklung des Besitzes und der Herrschaftsrechte der Stifte gemeinsam betrachtet.

Im Kapitel C werden die Äbtissinnen und ihr Amt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit behandelt. Nach einer methodischen Vorüberlegung, ob die Stiftsstatuten ein Spiegelbild des Alltags bieten oder praxisfern waren, gibt die Verfasserin Einblicke in die Alltagsprobleme der Konvente. Sie zeichnet im Anschluss den Weg zum Äbtissinnenamt nach. Neben den Voraussetzungen der Kandidatinnen war die Willensbildung im Konvent der eigentlich entscheidende Vorgang. In den unterelsässischen Kanonissenstiften haben keine stark differenzierten Stiftsämter wie in den sächsischen oder norddeutschen Stiften bestanden. Wie im oberschwäbischen Buchau scheint nur das Küsterinnen-

amt durchgängig besetzt gewesen zu sein. Im Unterschied zu vielen Klöstern ist damit auch kein genauer Karriereschritt im Konvent nachweisbar. Erörtert werden die Wahlkapitulationen und Absprachen, die Wahlen und Amtseinsetzung, der Wahlvorgang an sich, die Inthronisation mit Eid und Keuschheitsversprechen der Äbtissin, die Bestätigung, die Weihe und die materielle Ausgestaltung des Äbtissinnenamtes. Die Verfasserin zeigt auch Doppelwahlen von Äbtissinnen auf und ebenso die Wahl stiftsfremder Äbtissinnen, was sie durch zwei Beispiele im späten 15. und im 16. Jahrhundert vorstellt. Untersucht wird auch das Miteinander der Stiftsgemeinschaft in den verschiedenen Konstellationsmöglichkeiten. Die Verhältnisse zwischen Äbtissinnen und Konventen werden in vielen Einzelheiten untersucht. Die Zusammenfassung als viertes Kapitel verdeutlicht nochmals diese Einzelheiten im Gesamtbild.

Das fünfte Kapitel als Anhang E geht vertieft auf die Geschichte der vier behandelten Frauenstifte ein. Ein prosopographischer Anhang listet die Äbtissinnen, Kanonissen, Kanoniker und weitere Präbendare der vier Stifte auf. Während die Äbtissinnen von der Gründung der Stifte bis ins 16. Jahrhundert aufgenommen werden, werden die übrigen Konventsmitglieder zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert aufgeführt. Der Band hat für die Erforschung der Kanonissenstifte eine herausragende Leistung erbracht. Besonders begrüßenswert ist, dass hier im Rahmen der *Germania Sacra* kirchliche Institutionen des Bistums Straßburg behandelt werden, das aufgrund der tragischen Geschichte des Elsass im 20. Jh. bislang von der landesgeschichtlichen Forschung weniger erfasst wurde als andere Gebiete des Alten Reiches.

*Immo Eberl*

WERNER SCHIEDERMAIR (HRSG.): Kloster Oberschönenfeld – Die Chronik der Elisabeth Herold. Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink 2011. 379 S. m. zahlr. Farb. Abb. ISBN 978-3-89870-686-5. Geb. € 24,00.

Das Kloster Oberschönenfeld ist eine der Abteien in Bayern, die im 19. Jh. nach dem Kahlschlag der Säkularisation neu entstanden ist. Die Archivarin des Stiftes, Sr. Maria Regina Klaus OCist, konnte im 800. Jubiläumjahr der Gründung ihres Klosters 2011 die von ihr seit Jahren geforderte Herausgabe der Oberschönenfelder Chronik erreichen, die weitgehend von der Äbtissin Elisabeth Herold (1633–1657) verfasst und auch nach ihr benannt wurde. Die Forderung von Sr. Maria Regina erfüllt auch ein Desiderat der landesgeschichtlichen Forschung.

Die in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. entstandene Chronik erfasst die Geschichte des Klosters Oberschönenfeld ab der Gründung 1211–1657, wobei Elisabeth Herold die Chronik bis 1633 geführt hat, die dann bis 1657 von einer nicht näher bezeichneten Nonne des Klosters fortgesetzt wurde. Nach dessen Tradition hat es sich dabei um Katharina Hahn († 7. März 1676) gehandelt. Werner Schiedermaier stellt an den Anfang des Bandes eine kurze Darstellung von Leben und Wirken der Äbtissin Elisabeth Herold. Diese wurde 1599 in Ellingen in Mittelfranken als Tochter des Verwaltungsbeamten Johann Jakob Herold († 1632) und dessen Ehefrau Anna Maria, geb. Vöst, geboren. Sie kam als Schultochter mit elf Jahren 1610 in das Kloster Oberschönenfeld, das damals von der Äbtissin Susanne Willemayr (1603–1624) geleitet wurde. Elisabeth Herold legte 1615 die ewigen Gelübde ab und wurde am 17. August 1633 in Schloss Thurnfeld bei Hall in Tirol im Exil des Klosters nach dem Schwedeneinfall zur Äbtissin gewählt. Sie hat ihr Kloster bis zu ihrem Tode am 27. Mai 1657 regiert. Als Allerjüngste des Konvents trug sie 1616 beim Empfang des Generalabts Nikolaus Boucherat (1604–1625) das

Kreuz und reichte es ihm zum Kusse. Die spätere Äbtissin hat eine gründliche Ausbildung im Kloster erhalten. Sie musste nach ihrer Rückkehr als Äbtissin die zu Ruinen gewordenen Abteigebäude neu aufbauen und das gesamte Wirtschaftsleben ihrer Abtei neu beleben. Sie hat nach der Rückkehr nach Oberschönenfeld diese Aufgaben entschieden begonnen. Ihre Leistung wurde bei der Visitation des Generalabts Claudius Vaussin (1645–1670) anerkannt und war der Grundstein für den späteren Ausbau des Klosters unter den Äbtissinnen Anna Maria Weinhart (1657–1685) und Hildegardis II. Meixner (Maitzner) (1685–1722). Neben ihrer tiefen religiösen Gesinnung hatte die Äbtissin auch umfassende historische Interessen. Doch sind ihr trotz der Sorgfalt in ihrer Chronik drei Äbtissinnen entgangen, deren Existenz durch zwei Visitationsprotokolle des 14. Jhs. in der Zisterze Kaisheim belegt sind. Es handelte sich dabei um die 1309 eingesetzte Äbtissin Sofia und die 1353 genannten Äbtissinnen Agnes Troy und Agnes Marschalk. Hermann Seis befasst sich mit der Herkunft der Äbtissin Elisabeth Herold. Ihre väterliche und mütterliche Familie war durch hohe Bildung und entsprechende Stellungen geprägt. Cornelia Oelwein stellt die Chronik vor. Der Codex liegt bis heute im Kloster Oberschönenfeld und umfasst 280 Blatt unbeschnittenes Papier. Die Transkription der Chronik wurde im Druck buchstaben- und seitengetreu übernommen und nur im Sinne der besseren Lesbarkeit leicht verändert. Randbemerkungen wurden aus dem Original übernommen. Nach einem Photo des Klostergeländes mit den Abteigebäuden beginnt der Abdruck der Chronik unter Angabe der jeweiligen Folioseiten, die am Rande ausgeworfen sind. Der Abdruck soll keine wissenschaftliche Edition sein, sondern der Chronik eine weite Verbreitung sichern. Die Äbtissin Herold hat zur Erstellung ihres Werkes die ihr zur Verfügung stehende Überlieferung ihres Klosterarchivs herangezogen. Sie ist aber auch im Kloster Kaisheim der Geschichte ihres Hauses nachgegangen.

Ein besonderer Hinweis muss auf die herausragende Bebilderung des gesamten Bandes erfolgen, für die dem Verlag größtes Lob auszusprechen ist. Neben den ersten Folioseiten der Chronik werden das Titelblatt des Nekrologs von 1639 sowie die beiden ersten Seiten des von P. Michael Rieger angelegten Urkundenbuchs abgebildet, das 1636 niedergeschrieben wurde. Nekrolog und Urkundenbuch sind darüber hinaus ein weiterer Beweis für das große historische Interesse der Äbtissin Elisabeth. Neben einigen bedeutenden Urkunden des Klosterarchivs werden auch die Kunstschatze aus dem Kloster im zeitlichen Ablauf der Chronik abgebildet, dazu auch die Kirchen der Orte, in denen Kloster Oberschönenfeld ehemals Besitz hatte. Die Darstellungen sind nach den Regierungen der einzelnen Äbtissinnen geordnet und werden im Ablauf der Chronik immer umfangreicher. Obwohl die Namen der Äbtissinnen in der Chronik insgesamt immer wieder genannt sind, vermisst man eine kurze Liste der Äbtissinnen. Der Band endet mit den Anmerkungen und einem ausführlichen Register, das die Chronik trefflich erschließt. Es wäre jetzt dringend erforderlich, dass bald eine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit über die Geschichte des Klosters verfasst würde. Das durch die Chronik bestens ergänzte historische Material lädt zu einer solchen Arbeit direkt ein.

*Immo Eberl*

URS ALTERMATT, JAN DE MAEYER, FRANZISKA METZGER (HRSG.): *Religious Institutes and Catholic Culture in 19th- and 20th-Century Europe*. Leuven: Leuven University Press 2014. 216 S. ISBN 978-94-6270-000-0. Kart. € 49,50.

Der zu besprechende Band geht auf eine Tagung in Fribourg zurück, für die das 2001 eingerichtete »European Forum on History of Religious Institutes in the 19th and 20th Centuries« (Relins-Europe) verantwortlich zeichnete. Obwohl die Tagung nun schon über zehn Jahre zurückliegt und einer der Autoren zwischenzeitlich sogar verstorben ist, haben die Beiträge des Bandes an Relevanz nichts verloren.

In einer äußerst knappen Einleitung (7–9) verweisen die Herausgeber auf ein gestiegenes Interesse an Ordensgeschichte und identifizieren eine Forschungslücke: die Rolle der Orden und Kongregationen für die Ausbildung kultureller Identitäten und Mentalitäten. Sie formulieren Forschungsfragen und hoffen, dass die im Tagungsband versammelten Beiträge darauf auch erste Antworten geben. Ohne zu viel vorwegzunehmen, kann man bereits an dieser Stelle festhalten, dass dem tatsächlich so ist.

Als wichtige Ergänzung der kurzen Einleitung muss man den ersten Artikel (11–20) von Urs Altermatt und seiner Schülerin Franziska Metzger lesen. Sie unternehmen es, das von ihnen wiederholt propagierte Konzept, den Katholizismus des 19. und 20. Jhs. als Kommunikationsgemeinschaft zu verstehen, auf die Orden und Kongregationen zu übertragen. So wollen sie deren Bedeutung für den Katholizismus dieser beiden Jahrhunderte besser erfassen und den Ort dieser Institutionen innerhalb des katholischen kommunikativen Netzwerks genauer bestimmen. Auf der hier bezogenen abstrahierend-theoretischen Ebene sind die Ausführungen erhellend und inspirierend für die weitere Katholizismusforschung insgesamt. Es folgen – in zwei wenig trennscharfe Sektionen (»Discourses and networks of knowledge«; »Promulgation and mediation of discourses«) aufgeteilt – neun Einzelstudien, von denen vier sich mit dem deutschen Sprachraum beschäftigen (Bircher; Schmiedl; Sochin D’Elia; Vorbürger-Bossart). Ansonsten kommen auch Belgien (Suenens), die Niederlande (Monteiro), England (Harper) und die skandinavischen Länder (Werner) in den Blick. Der Beitrag von De Maeyer zur religiösen Literatur für Kinder leistet einen Überblick für Süd-, West- und Mitteleuropa. Ein klarer inhaltlicher Schwerpunkt der Fallstudien bildet die Kinder- und Jugendbildung, sei es durch die von religiösen Gemeinschaften unterhaltenen Schulen, sei es durch die von Ordensleuten geschaffene und vertriebene religiöse Literatur für diese wichtige Klientel. Von Ordensleuten getragene katholische Netzwerke von Intellektuellen stehen im Mittelpunkt der Beiträge von Joachim Schmiedl und Marit Monteiro, während Kristien Suenens die belgische Arbeiterexerzitienbewegung aufarbeitet, die von den dortigen Jesuiten initiiert und vorangetrieben wurde. Mit dem Beitrag von Patrick Bircher wendet sich der Blick einerseits dem karitativen Wirken der Orden zu, eine Dimension, die angesichts der herausragenden Rolle der vielen karitativen Orden im karitativen Sektor im Band sicher mehr Beachtung verdient hätte. Andererseits werden hier die Orden selbst als *Objekte* katholischer Diskurse und als Elemente katholischer Identitätskonstruktion greifbar. Diese Perspektive ist sonst nicht näher entfaltet. Ein kurzer Schlussbeitrag von Altermatt und Metzger formuliert ein Set von generalisierenden Thesen im Blick auf die religiösen Transformationsprozesse in der zweiten Hälfte des 20. Jhs. Insofern ist die Überschrift dieses Beitrags (»Conclusion«) irreführend, denn es wird keine Bündelung der Ergebnisse aus den Einzelstudien vorgenommen, was einerseits zu bedauern ist. Andererseits kommt eine Periode in den Blick, die in den übrigen Beiträgen nicht thematisiert wird. Altermatt/Metzger bleiben bei ihren Beobachtungen, die den Kontrast zum 19. Jh. und der ersten Hälfte des 20. Jhs.



prägnant herausstellen, dabei aber in der gewollten thesenhaften Kürze auf einer allgemeinen Ebene. Sie stellen sicher auch von ihnen gesehene nötige Differenzierungen um der Prägnanz willen zurück. So hätte man deutlicher herausarbeiten können, was die Transformationsprozesse konkret für die Orden und Kongregationen bedeuteten. Sie, die auch nach den konkreten Fallstudien dieses Bandes auf so vielfältige Weise die religiöse Kultur und Identität des Katholizismus mitprägten, wurden doch von den beschriebenen Veränderungen dieser Kultur und Identität selbst massiv betroffen und mussten sich gleichsam neu erfinden.

So wie es Altermatt und Metzger am Ende unterlassen, die vielen spannenden Einzelergebnisse zu bündeln und auf die eigenen Ausführungen in den beiden einleitenden Artikeln zurück zu beziehen, so unterlassen es die Autoren der Einzelstudien mit Ausnahme von Esther Vorbürger-Bossart, einer weiteren Schülerin von Urs Altermatt, das von Altermatt / Metzger zur Verfügung gestellte elaborierte Theoriekonzept explizit aufzugreifen. Als Leser kann man die Bezüge aber durchaus selbst herstellen, eine geistige Anstrengung, die gewiss nicht schadet. Trotz dieser Kritik, die für das literarische Genus des Tagungsbandes oft zutrifft, ist der gesamte Band ein beachtlicher Gewinn für die Forschung und bietet viele Anregungen für die weitere Beschäftigung mit Orden und Kongregationen im 19. und 20. Jh.

*Bernhard Schneider*

VOLKER HENNING DRECOLL, JULIANE BAUR, WOLFGANG SCHÖLLKOPF (HRSG.): Stiftsköpfe. Tübingen: Mohr Siebeck 2012. XI, 400 S. m. Abb. Kart. ISBN 978-3-16-152231-4. € 24,00.

Tausende von Stipendiaten hat das 1536 begründete Evangelische Stift in Tübingen, die klassische Ausbildungsstätte der württembergischen Theologen, im Laufe seiner bald 500-jährigen Geschichte beherbergt. 50 von ihnen haben sich die 46 Autoren des Buches ausgewählt, um sie, ihr Leben und Wirken zu beschreiben: »nicht verherrlichend, nicht auf der Suche nach dem Geist des Hauses [...] vielmehr schlicht aus Interesse an Personen«. Die jeweils kurz, auf durchschnittlich sechs bis acht Seiten gehaltenen Lebensbilder findet man chronologisch geordnet und gereiht, wobei sich die Chronologie am Jahr des Stiftseintritts orientiert. Diese Anordnung macht schon bei einem ersten eher flüchtigen Durchblättern deutlich, dass es im Stift (oder in Württemberg) Zeiten ganz unterschiedlicher Bedeutung gab oder aber Zeitabschnitte, die für die Autoren dieses Buches mehr oder weniger anziehend und attraktiv waren. Genau die Hälfte, die letzten 25 der ausgewählten »Zöglinge« begannen ihre Stiftszeit in den 100 Jahren zwischen 1827 und 1926.

Den Reigen der Biographien eröffnet der Tübinger Professor für Kirchengeschichte, Volker Leppin, mit einer gehaltvollen Skizze zu Jakob Andreae (1528–1590, Stiftseintritt 1541), Universitätskanzler von 1562 bis 1590, »Vater« der die deutschen Protestanten einigenden »Konkordienformel«. Leppin hält sich dabei wie die anderen Mitarbeiter des Buches an die Vorgabe der Herausgeber, insbesondere auf die Studentenzeit am Stift einzugehen, aber auch »in Blick zu nehmen, was so alles aus Stiftlern geworden ist«.

Gut die Hälfte der Beiträge beschäftigt sich mit berühmten, allseits bekannten Männern. Darunter befinden sich nicht nur solche, die sich als Theologen einen Namen gemacht haben wie Johann Albrecht Bengel, Friedrich Christoph Oetinger, David Friedrich Strauß oder Karl Heim, sondern auch als Mathematiker und Astronomen wie Michael

Mästlin oder Johannes Kepler, als Philosophen wie Hegel und Schelling oder als Diplomaten wie Karl Friedrich Reinhard, der gar in den Grafenstand erhoben und zum Pairs von Frankreich ernannt worden ist. Besonders zahlreich sind unter den »großen Namen« die Literaten vertreten. So begegnet der Leser Nikodemus Frischlin, Friedrich Hölderlin, Gustav Schwab, Wilhelm Hauff, Eduard Mörike, Hermann Kurz, Georg Herwegh, David Friedrich Weinland oder Albrecht Goes. Deutlich macht die Auswahl aber auch, dass es unter den Stiftern immer wieder, eigentlich recht oft, unangepasste Rebellen gab, solche, die sich mit der Gesellschaft und der Obrigkeit im Stift oder im Land angelegt haben oder in Konflikt geraten sind.

Erfreulich ist, dass in diesem Buch aber nicht nur an die berühmten Stifter erinnert wird, dies haben auch schon andere Bücher in früheren Zeiten getan. Man denke etwa an die von Ernst Müller 1938 besorgte Publikation gleichen Namens »Stiftsköpfe«, die wie der Untertitel »Schwäbische Ahnen des deutschen Geistes« verdeutlicht, allerdings auch den Ungeist der Zeit atmet. Ein Vergleich der beiden gleichnamigen Bücher lohnt sich übrigens nicht nur unter dem Aspekt unterschiedlicher Akzente oder Wertungen. Man darf sich auch die Frage stellen, warum der eine oder andere im neuen Band unberücksichtigt blieb, wie etwa Philipp Matthäus Hahn, Christoph Blumhardt oder Karl Christian Planck.

Schade ist, dass trotz des Blicks auf das in der NS-Zeit erschienene Werk »Stiftsköpfe« von Ernst Müller, – das ja, wie die Wiederaufnahme des Titels verdeutlicht, reflektiert werden soll – das Thema Evangelisches Stift und Stifter in der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft sehr einseitig behandelt wurde. Man hat es zwar nicht ausgespart, doch mit den diesbezüglichen Biographien nur die »guten« Beispiele aufgegriffen. Sicher: Otto Riethmüller (1889–1938) hat »an vorderster Stelle gegen die Gleichschaltung der Kirche im Nazi-Staat gekämpft«, Paul Schempp hat an den Bekenntnissynoden 1934 teilgenommen und Julius von Jan nannte in »unmissverständlicher Klarheit und geistlicher Überzeugungskraft die Verbrechen, die an den jüdischen Mitbürgern geschehen waren, beim Namen«. Doch andere »prominente« Stifter blieben unerwähnt und unbearbeitet: beispielsweise Karl Fezer (Stiftseintritt 1909), der von 1930 bis 1956 gar Ephorus des Stiftes war und schon auch mal mit der Hakenkreuzbinde auf der Kanzel der Stiftskirche predigte, oder Gerhard Pfahler (Stiftseintritt 1916), der sich als Tübinger Professor und Erziehungswissenschaftler mit rassistischen Publikationen hervortat.

Immerhin wird in den neuen »Stiftsköpfen« nun aber auch Stiftern gedacht, die für gewöhnlich außen vor bleiben, denen aber dennoch Bedeutung zufällt. Bemerkenswert ist etwa, dass Professor Michael Franz, Vizepräsident der Hölderlingesellschaft, eben nicht nur das Leben und Werk Friedrich Hölderlins skizzierte, sondern auch das des unbekannteren und in seinem »Leben gescheiterten« Johann Heinrich Samuel Harter (1766–1823), der – einst Primus seines Jahrgangs im Stift – als Vikar in Enzweihingen in einen Betrugskomplott hineingezogen wurde und danach jahrelang in Gefängnissen, schließlich gar in der Zwiefaltener »Irrenanstalt« schmachten musste. In diesem Beitrag werden neben dem Unrecht, das dem Beschuldigten zugefügt worden ist, auch weitgehend unbekanntere Bereiche württembergischer Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution erhellte. Ähnliches gilt für den Beitrag von Juliane Baur, Studieninspektorin des Stiftes, über Christoph Schrempf, der sich 1891 bei einer Taufe weigerte das apostolische Glaubensbekenntnis zu verwenden, darüber in Streit mit der Landeskirche geriet und ein Jahr später aus dem Pfarrdienst entlassen wurde.

*Wilfried Setzler*

## 8. Kunst-, Musik- und Literaturgeschichte

TOBIAS FRESE: Aktual- und Realpräsenz. Das eucharistische Christusbild von der Spätantike bis ins Mittelalter (Neue Frankfurter Forschungen zur Kunst, Bd. 13). Berlin: Gebr. Mann 2013. 290 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-7861-2693-5. Geb. € 59,00.

Das Zusammenspiel von Bild und Eucharistie war wiederholt Gegenstand von Untersuchungen. Dabei standen das Verhältnis von Bild und Liturgie, von Bild und Sakramentsgaben im Mittelpunkt, die Frage der Bildtheologie und ob das Bild dem Sakrament wesenhaft verwandt oder gleich sei. Haben sich Kunstgeschichte, Byzantinistik und Theologie unterschiedlichen Teilaspekten zugewandt, so legt Tobias Frese mit seiner an der Universität Frankfurt verfassten Dissertation eine bemerkenswert umfassende Analyse des komplexen Sachverhaltes vor. Er beleuchtet die Entwicklung und je verschiedene Ausprägung des eucharistischen Christusbildes von der Spätantike und der Karolingerzeit über die früh- und mittelbyzantinische Zeit bis hin zum Hochmittelalter unter Berücksichtigung von bildlichen Zeugnissen, theologischen und liturgischen Schriften sowie rituell-liturgischen Handlungen. Mit diesem rund 900 Jahre umfassenden Überblick fügt Tobias Frese gewissenhaft einzelne Mosaiksteine zusammen, so dass ein beachtliches Gesamtbild entsteht, das Entwicklungen und Unterschiede detailgenau erkennen lässt.

Das Ende der Untersuchung bildet die Zeit des IV. Laterankonzils, da nun die Transsubstantiation und der Vorgang der Wandlung in dem aristotelischen Begriffspaar *substantia – accidens* klar definiert wurden und im Zuge dessen der Schmerzensmann und das Christuskind die eucharistischen Bilder schlechthin wurden. Die vorherigen Jahrhunderte sind geprägt von variierenden Sakramentstheologien und von je unterschiedlichen Darstellungsnuancen der eucharistischen Christusbilder. Auf der Suche nach den ersten eucharistischen Darstellungen betrachtet Frese die ersten Apsismosaiken in Rom und Ravenna eingehend, die sich ihm zufolge jedoch nicht auf die eucharistischen Gaben, sondern auf die Kleriker im Chor beziehen. Hier kommt der im Buchtitel verwandte Begriff der Aktualpräsenz zum Tragen, der dem Priester gilt, in dessen Person Christus präsent ist.

Eine Realpräsenz Christi kommentiert erstmals die Darstellung der *Maiestas Domini*, die entstand, als man das *Sanctus* in den Messkanon aufnahm. Der Lobgesang, der im Himmel gesungen wird, findet auf Erden seine Entsprechung und gilt nun dem in den Gaben gegenwärtigen Gottessohn. Die *Maiestas Domini* als ein frühes eucharistisches Bild des Ostens spielt auch im Westen in unterschiedlicher Ausprägung eine Rolle.

Tobias Frese führt zahlreiche Bildgattungen im eucharistisch-liturgischen Kontext auf – Apsisdarstellung, Pyxis, Buchmalerei, Kruzifixe, Triumphkreuze – und nimmt zahlreiche erhellende Einzelanalysen vor. Das um 1230 entstandene Triumphkreuz in Wechselburg etwa versteht er zu Recht als eine Verdichtung der bis dahin bekannten liturgischen Motive, indem das Kreuz auf das Opfer verweist, die in die Kreuzarme gesetzte *Maiestas Domini* auf das *Sanctus* und die Reliefs mit Melchisedek und Abraham auf die Gabendarbringung.

Weit komplizierter als die bildliche Quellenlage gestaltet sich die Deutung der schriftlichen Zeugnisse, da die Sakramentstheologie über Jahrhunderte weder einheitlich noch widerspruchsfrei war und um die rechte Erklärung der Substanz der Gaben und deren Unterschied zum Bild ringen. Durch die Darlegung und Analyse von zahlreichen theologischen Schriften – darunter auch griechische Texte – gewinnt die Untersuchung entscheidend an Tiefe.

Tobias Frese legt eine beachtliche Abhandlung vor, die eine Forschungslücke um das eucharistische Bild schließt.

*Esther Meier*

HARTMUT BLEUMER, HANS-WERNER GOETZ, STEFFEN PATZOLD, BRUNO REUDENBACH (HRSG.): *Zwischen Wort und Bild. Wahrnehmungen und Deutungen im Mittelalter*. Köln – Weimar – Wien: Böhlau 2010. 291 S. 17 s/w-Abb. ISBN 978-3-412-20537-9. Geb. € 39,90.

Mit dem zu besprechenden Band liegt die Abschlusspublikation eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten interdisziplinären Projekts vor, das die Erkenntnischancen von ›Wahrnehmung‹ und ›Deutung‹ als Analysekat­egorien für die Auseinandersetzung mit mittelalterlichen Quellen untersucht hat. Für die Herausgeber unterscheiden sich beide Kategorien durch den je verschiedenen Grad an Bewusstsein für das eigene Tun: ›Wahrnehmung‹ meint demnach ein vor-reflexives Stadium der sinnlichen Aneignung von Welt. Die Herausgeber definieren sie als »sinnliche, vor allem aber [...] als geistige, in aller Regel selbstverständliche Aufnahme kultureller und natürlicher Phänomene« (vgl. die »Einführung« der Hrsg., 8). In Abgrenzung dazu wird ›Deutung‹ als bewusster Weltentwurf, d. h. als »gezielte[s] Erfassen« (9) der Welt, verstanden. Dabei schreiben sich die Herausgeber mit ihrem Vorhaben, diese beiden Kategorien durch exemplarische, fachspezifische Analysen genauer zu konturieren und in ihrem Nutzen für den kulturwissenschaftlichen Diskurs zu beleuchten, in eine Diskussion ein, die sie selbst bis in die 1970er-Jahre zurückverfolgen: Die Einsicht, dass Texte, Bilder oder andere Artefakte die Vergangenheit stets aus der Perspektive ihres jeweiligen Produzenten wiedergeben, hat damals in den verschiedenen historisch arbeitenden Disziplinen einen entscheidenden Richtungswechsel im Umgang mit den überlieferten Zeugnissen initiiert, weil sie die Frage nach dem faktischen Wahrheitsgehalt der Quellen durch eine Auseinandersetzung mit den aus der gewählten Darstellungsweise ablesbaren Wahrnehmungs- und Deutungsmustern ersetzt hat (1f.).

Der Status als Abschlusspublikation legt eine doppelte Zielsetzung des Bandes nahe, soll er doch einerseits eine rekapitulierende oder exemplarisch argumentierende Darstellung der Ergebnisse der beteiligten Teilprojekte leisten, andererseits eine Zusammenführung dieser Ergebnisse mit Blick auf die übergeordnete Fragestellung des Gesamtprojekts bieten. Der Band löst dies ein, indem er einer in die Gesamtproblematik einleitenden »Einführung« (1–10) sieben Beiträge folgen lässt, die aus den vier Teilprojekten hervorgegangen sind. Eine Zusammenschau der Einzelergebnisse sowie eine Diskussion der in der Projektarbeit offen gebliebenen Fragen wird ausgelagert in die »Zusammenfassung« (267–278) am Ende des Bandes. Diese Anordnung gestattet es, die Beiträge auch einzeln zu rezipieren; überdies vollzieht die Präsentation den Erkenntniszuwachs und die Erkenntnisfolge der Rezipienten wie der Projektmitarbeiter nach. Sie hat freilich den Nachteil, den interdisziplinären Dialog gewissermaßen an den Rand zu drängen.

Die Anordnung der einzelnen Beiträge orientiert sich nicht an Fachgrenzen, sondern an drei inhaltlichen Schwerpunkten, die die vier Teilprojekte aus der Kunstgeschichte (»Reliquiare als Wahrnehmung und Konstruktion von Heiligkeit«), der Geschichte (»Wahrnehmung und Wahrnehmungsweisen des Vergangenen und ›Anderen‹«; »Die Konstituierung bischöflicher Macht im Frankenreich durch Wahrnehmungs- und Deutungsmuster«) und der mediävistischen Germanistik (»Narrative Historizität in

mittelhochdeutschen Epen«) gelegt haben: Sie haben sich auf die Untersuchung der Wahrnehmung und Deutung von ›Heiligkeit‹, von ›Vergangenheit‹ und von ›Fremdheit‹ konzentriert. Die Wahl dieser Schwerpunkte wird in der Publikation nicht mehr gerechtfertigt. Allerdings sind die drei fokussierten Eigenschaften Heiligkeit, Vergangenheit und Fremdheit einander in dem Punkt ähnlich, dass sie von vornherein in einer gewissen Distanz zum ›Hier und Jetzt‹ des jeweiligen Produzenten stehen und deswegen für diesen selbst schon schwierig zu fassende Konzepte darstellen. Sie bieten daher das Potenzial, dass ihre Wahrnehmung bereits auf Produzentenebene in besonderer Weise reflektiert wird.

Unter dem Stichwort der Heiligkeit versammelt der Band zwei kunsthistorische und einen historischen Beitrag. Die beiden kunsthistorischen Aufsätze setzen sich – einerseits am Beispiel von Körperteil-Reliquiaren (Bruno Reudenbach, 11–31), andererseits am Beispiel von Reliquien des Wahren Kreuzes (Gia Toussaint: Die Kreuzreliquie und die Konstruktion von Heiligkeit, 33–71) – mit der formalen Ausgestaltung von Reliquienbehältern auseinander. Zentral ist dabei jeweils die Frage, welche Strategien aufgeboten werden, um gegenüber den Gläubigen den transzendenten Status der präsentierten Knochen- und Holzpartikel zu bezeugen, d. h. also, um die Wahrnehmung der Relikte zu beeinflussen. Reudenbach erklärt die in der kunsthistorischen Debatte vielfach angemerkt, bislang vornehmlich stilgeschichtlich erfasste Lebensechtheit der Reliquiare als Mittel, den Heiligen und seine *virtus* in der Fassung sichtbar zu machen. Toussaint deutet die Gestaltung der Reliquienkreuze mit Kreuzpartikeln als Versuch, die Authentizität der Kreuzsplitter zu belegen, da die nach der Eroberung Jerusalems einsetzende Flut von exportierten Partikeln bereits die mittelalterlichen Rezipienten an der Echtheit der Reliquien zweifeln ließ. Im dritten Beitrag untersucht Steffen Patzold den Eucharistiestreit der Karolingerzeit (Zur Deutung der Wahrnehmung in der Karolingerzeit, 79–108). Dass die im religiösen Diskurs vorausgesetzte eucharistische Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi sich nicht in der mit den Sinnesorganen erfassbaren äußeren Gestalt manifestiert, wurde vor allem von Paschasius Radbertus und Ratramnus auch als ein Problem der beschränkten menschlichen Wahrnehmung verhandelt: Die wahre Bedeutung des Vorgangs erschließe sich erst dann, wenn dieser geistig wahrgenommen werde, nicht bei einer allein äußerlich bleibenden Beobachtung. Im Unterschied zu Reudenbach und Toussaint, die beide ästhetische Verfahren der Wahrnehmungslenkung untersuchen, fragt Patzold demnach am Beispiel des Eucharistiestreites danach, wie Wahrnehmung und insbesondere die Wahrnehmung transzendenter Phänomene im 9. Jh. reflektiert werden konnten.

Der zweite Schwerpunkt des Bandes, Vergangenheit, wird ebenfalls von drei Beiträgen vertreten. Hartmut Bleumers germanistische Studie analysiert Konrad von Würzburgs ›Trojanerkrieg‹ als Beispiel für die Darstellung von Vergangenheit in literarischen Texten. Ähnlich wie Patzold interessiert er sich dafür, wie in seiner Quelle Wahrnehmung selbst zum Thema wird. Wie Bleumer argumentiert, antwortet Konrad auf die Komplexität der Ereignisfolge des Trojanischen Krieges, die sich einer narrativen Darstellung entzieht, indem er den Rezipienten durch den Einsatz von Visualisierungsstrategien (z. B. Beschreibungen) vom Zuhörer zum Zuschauer des Kriegstreibens macht. Dieses Wahrnehmungsmodell der Augenzeugenschaft jedoch dekonstruierte sich in seiner Entwicklung selbst, da die sorgfältige sprachliche Gestaltung der Beschreibungen immer schon auf ihre textuelle Verfasstheit zurückverweise. Dies lenke den Blick auf die Gemachtheit des Textes und seinen Einsatz narrativer Techniken. Die zwei historischen Aufsätze von Hans-Werner Goetz (Mittelalterliche Wahrnehmungs- und Deutungsmuster am Beispiel der Vorstellung der Zeiten in der früh- und hochmittelalter-

lichen Historiographie, 156–202) und Simon Elling (Zu Motiven der Wahrnehmung von Vergangenheit in Paulus Diaconus' ›*Liber de Episcopis Mettensibus*‹, 203–238) thematisieren die Wahrnehmung von Vergangenheit in historiographischen Quellen und stützen sich für ihre Argumentation auf begriffsgeschichtliche Untersuchungen. Goetz' Aufsatz ist dabei als Überblick über die Gesamtergebnisse seines Teilprojekts angelegt. Geleitet durch die Frage, was auf welche Weise und aus welchem Grund als vergangen wahrgenommen wurde, kommt er zu dem Schluss, dass Vergangenheit in mittelalterlichen Chroniken relativ in Abhängigkeit zur Gegenwart bestimmt wurde und insofern fließend definiert war. Wichtiger als eine zeitliche Fixierung war demnach, Vergangenheit in ein Verhältnis zur Gegenwart zu setzen (z. B. durch die Darstellung gegenwärtiger als Fortsetzung oder Erneuerung vergangener Ereignisse), von der aus Vergangenheit bewertet wurde. Simon Ellings Studie fokussiert mit dem *Liber de Episcopis Mettensibus* hingegen einen Einzeltext und nimmt eine Neubewertung seines Quellenwertes vor. Sah die ältere Forschung in Paulus' Geschichte der Metzger Bischöfe nämlich noch einen in Metz verfassten Text, zu dessen Erstellung Paulus aus dem ihm dort zugänglichen Informationsmaterial einzelne Episoden ausgewählt hat, kann Ellings Studie wahrscheinlich machen, dass Paulus Diaconus eher fern von Metz und mit wenig persönlichem Engagement gearbeitet hat. Der *Liber* ist, so seine These, eine Auftragsarbeit, die ungefiltert die politische Intention der Auftraggeber, der Metzger Diözese, widerspiegelt.

Den dritten Schwerpunkt des Bandes, die Sektion Fremdheit, vertritt nur ein einziger Aufsatz, Anna Aurasts geschichtswissenschaftlicher Beitrag über »Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Fremden und Anderen in Brunos ›Sachsenkrieg‹« (239–265). Basis für ihre Befunde ist wie bei Goetz und Elling eine historische Wortfeldanalyse, ähnlich wie Elling nimmt sie überdies eine Umbewertung des von ihr untersuchten Quellentextes vor. Mithilfe einer Analyse der von Bruno verwendeten Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von Fremdheit gelingt es Aurast aufzuzeigen, dass Brunos tendenziös-subjektive Darstellung der Sachsenkriege ihren Quellenwert nicht aufgrund ihrer eingeschränkten Perspektive und ihrer entschlossenen Abwertung allen Fremdens immer schon einbüßt, sondern dass diese Einseitigkeit gerade umgekehrt ein wichtiger Faktor zur Erfüllung des als Streitschrift konzipierten Textes ist: Bruno will den Aufstand der Sachsen gegen König Heinrich rechtfertigen.

Insgesamt ist der Sammelband sorgfältig gearbeitet. Die sieben Aufsätze des Bandes decken eine Bandbreite von Möglichkeiten ab, wie Wahrnehmungs- und Deutungsmuster in den Quellen thematisiert werden können: Goetz, Elling und Aurast interessieren sich dafür, wie sich diese Muster in historiographischen Quellen abbilden; Reudenbach und Toussaint nehmen Strategien in den Blick, bestimmte Wahrnehmungen zu erzeugen; Patzold und Bleumer schließlich untersuchen verschiedene Möglichkeiten der Reflexion über Wahrnehmungs- und Deutungsmuster. Sie nutzen unterschiedliche Untersuchungsmethoden, wobei die von Goetz, Elling und Aurast verwendete historische Wortfeldanalyse besonders prominent hervorsticht. Das von den Herausgebern primär formulierte Ziel, die Erkenntnischancen einer auf die Kategorien Wahrnehmung und Deutung gestützten Analyse auszuloten und zugleich aufzuzeigen, mithilfe welcher Methoden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster überhaupt aus historischen Zeugnissen ablesbar sein können, ist damit in jedem Fall erreicht. Gerade die Neubewertungen ihrer Quellentexte, die Elling und Aurast vornehmen, verdeutlichen das Erkenntnispotenzial dieses Forschungsansatzes.

Problematisch bleibt in meinen Augen freilich, dass die Herausgeber keine abschließende terminologische Klärung der beiden Schlüsselbegriffe vornehmen. Zwar

entwickeln sie in der Einführung den bereits oben zitierten Bedeutungsrahmen von unbewussten und bewussten Weltentwürfen für ihr Verständnis von Wahrnehmung und Deutung, doch sehen sie explizit davon ab, ihn als Definition auch für nachfolgende Studien verbindlich zu machen (vgl. Steffen Patzolds Zusammenfassung, 267). Die einzelnen Beiträge des Bandes nehmen ebenfalls nicht systematisch auf diese anfängliche Begriffsbestimmung Bezug. Zudem unterbleibt eine detaillierte Problematisierung der Kategorie des Bewusstseins als Unterscheidungsmerkmal von Wahrnehmung und Deutung, obwohl die Herausgeber darauf hinweisen, dass beide Kategorien »sich nicht immer klar trennen« lassen (268), weil sie »in einer unauflöselichen Wechselbeziehung« stehen (9): So können Deutungen beispielsweise auf vorgängigen Wahrnehmungen basieren oder umgekehrt Wahrnehmungen auf Deutungsmustern fußen, wenn diese durch eine breite Rezeption derart fest im Bewusstsein der Menschen verankert sind, dass sie die Sicht auf die Welt unwillkürlich strukturieren. Angesichts der Tatsache, dass alle Beiträge sich auf (in einem weiteren Sinn) künstlerisch gefasste, zumindest absichtsvoll gestaltete Quellen stützen, ist eine Entscheidung darüber, ob die beobachtbaren Muster der Weltaneignung strategisch eingesetzt oder unbewusst aufgenommen sind, oftmals schwer zu treffen. Es ließe sich daher fragen, ob eine solche Differenzierung – so notwendig sie grundsätzlich ist – für die Arbeit mit dieser Art von historischen Quellen nicht immer schon von nur eingeschränktem Nutzen ist. Die Art und Weise, wie diese beiden Termini im Band gebraucht werden, könnte dieser Einschätzung Vorschub leisten. Typisch für die Beiträge sind nämlich verallgemeinernde Doppelformulierungen wie »Wahrnehmungen und Deutungen« (so bereits im Untertitel), die die angestrebte Unterscheidung zwischen beiden Kategorien aushebeln. Der Qualität der einzelnen Aufsätze tut diese begriffliche Unklarheit sicherlich keinen Abbruch. Für eine Gesamtbewertung des Bandes bleibt indes festzuhalten, dass das zweite, von den Herausgebern indes ohnehin tentativer formulierte Ziel – nämlich die genauere Konturierung des Begriffsumfanges von ›Wahrnehmung‹ und ›Deutung‹ – nicht vollständig erreicht worden ist.

*Britta Bußmann*

KATJA SCHRÖCK, BRUNO KLEIN, STEFAN BÜRGER (HRSG.): Kirche als Baustelle. Große Sakralbauten des Mittelalters. Köln – Weimar – Wien: Böhlau 2013. 428 S. m. Abb. Geb. ISBN 978-3-412-20976-6. € 54,90.

Prächtige Kirchenbauten gelten nicht nur als Sinnbilder mittelalterlicher Religiosität, sondern im Sinne eines Gesamtkunstwerks auch als Höhepunkte der europäischen Architekturgeschichte. Erst in jüngerer Zeit ist der Blickpunkt der Forschung auf die Bau- und Entstehungsgeschichte der Sakralbauten als Prozess gelegt worden, um – neben einer Geschichte architektonischer Baugestalt – ebenso eine »Geschichtlichkeit von Bauverläufen« (8) in ihren historischen, kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen sowie technischen Dimensionen zugänglich zu machen. Der von Katja Schröck, Bruno Klein und Stefan Bürger herausgegebene Sammelband ist eben diesem Forschungsfeld gewidmet. Institutionell ist der Band dabei eng an die Forschungsfragen des Sonderforschungsbereiches 804 »Transzendenz und Gemeinsinn« an der Technischen Universität Dresden angebunden. Neben der breiten Kontextualisierung von immer an Ereignisse und Ordnungen gebundenen Bauprozessen steht daher auch die Frage nach der Transzendierung des sakralen Baues und des Bauens im Vordergrund, durch die jene (zwischen)menschliche Tätigkeit aus Sicht der Zeitgenossen ihrer »immanenten Kontingenz« (9) zu entkommen schien.

Zu Beginn des 24 Beiträge starken Sammelbandes steht der Aufsatz von *Bruno Klein*, der in die gesellschaftliche Bedeutung von Bauprozessen mittelalterlicher Großbaustellen einführt. An frühen oberitalienischen Cathedralprojekten zeigt er dabei auf, wie dem Bauen auf städtischer Bühne besonders für die soziale – künstlerische wie zünftige oder kommunale – Institutionalisierung eine bedeutende Rolle zukam. Diese wechselseitige Verknüpfung von Bauprozessen mit Institutionen und ihren gesellschaftlichen Konstellationen bleibt vor allem an den Sakralbauten des Mittelalters ablesbar. Der Beitrag Stefan Bürgers zeichnet detailliert den Prozess der Bauentwicklung sowie der Stiftung qualitativer Ausstattung der Annakirche in Annaberg nach. Sein Augenmerk liegt dabei auf der herrschaftlichen Instrumentalisierung von Bauprojekten sowie deren Auswirkung auf gesamtgesellschaftliche Konstitutionsprozesse. Klaus Tragbar liefert in seinem Beitrag einige Anmerkungen zum Baumanagement des Domes in Siena. Anhand detaillierter Quellensichtung führt er zu einer differenzierten Organisation der Bauhütte und deren vielfältige Aufgaben auf und lässt zum anderen die finanzielle und rohstoffliche Infrastruktur des Bauprojektes erkenntlich werden. Bemerkenswert sind in diesem Zuge v. a. die kommunalen Entwicklungsprozesse. Jens Niebaum fokussiert mit der *Fabrica di San Pietro* in Rom zwar ebenso eine italienische Großbaustelle, doch ist hier im Gegensatz zum Sieneser Beispiel gerade das Fehlen des kommunalen Kontextes bemerkenswert. Stattdessen können bestimmte Aushandlungsprozesse aufgezeigt werden, die unter päpstlichem Vorsitz zwischen den administrativen und künstlerischen Akteuren stattfanden und deren prominentester Vertreter Michelangelo ist. Peter Kurmann stellt den Konflikt in der Bischofsstadt Reims, welcher im 13. Jh. zwischen Klerus und Bürgertum ausgetragen wurde, in den Mittelpunkt seiner Überlegungen zur Baugestalt der dortigen Kathedrale. Bemerkenswert sind dabei gerade jene Planungsänderungen am Bau, die nach Abschwelen der Revolte auch den bürgerlichen Betrachter einbezogen. In Silvia Beltramos Studie zu Bauprojekten nordwestitalienischer Mendikantenorden werden die konstruktiven Vorgänge und konstitutiven Auswirkungen des Bauens einer Betrachtung unterzogen. Am Beispiel der Grabkapelle San Giovanni in Saluzzo wird hier die Anbindung der Architekturformen an eine überregionale Bautradition dargelegt und auf die Partizipation spezifischer Stifter zurückgeführt. Eva Maria Waldmann legt ihren Blickpunkt auf die Etappen der Fertigstellung der Franziskanerkirche Santa Croce in Florenz. Als Ergebnis eines Finanzierungskonzeptes, das auf die Vergabe prominenter Grabkapellen ausgerichtet blieb, mussten immer auch Kompromisse und bauliche Veränderungen sukzessive in die Baugestalt eingearbeitet werden. Claudia Jentsch thematisiert in ihrem Aufsatz zum Planungs- und Bauprozess der Augustinerkirche Santo Spirito in Florenz die Partizipation verschiedener Akteure und sozialer Gruppen. Neben der Kommune sind es vor allem Patrizierfamilien, welche durch Kapellenstiftungen kontinuierlich zur Baufinanzierung beitragen und sich anhand von Wappendarstellungen dieser Würdigung versicherten. Auch Nicolas Reveyron legt in seiner architekturgeschichtlichen wie archäologischen Studie über Lyoneser Sakralbauten den Schwerpunkt auf deren Seitenkapellen. Am Beispiel der Kapelle von Saint-Didier-de-Formans wird der Status des Baus zwischen herrschaftlichen Stiftungen und kommunaler Nutzung diskutiert. Andrea Longhi nimmt in seinem Beitrag die bauliche und finanzielle Organisation von Bauprojekten des 14. und 15. Jhs. in der Region *Subalpine occidentale* vergleichend in den Blickpunkt. Neben materiellen, technischen und sozialen Aufschlüssen einer Erforschung stellt er zudem die gewinnversprechende Kulturgeschichte der Baustelle in ihren sozio-kulturellen Dimensionen zwischen Institutionen, Stiftern und politischen Akteuren in Aussicht. Jens Rüffer übernimmt in seiner Arbeit die verdienstvolle Auswertung der Baurechnungen



der Westminster Abbey sowie der Kathedrale von Exeter. Quellenbelege zur differenzierten Arbeitsorganisation und zu flexiblen Lohnmodellen sind in diesem Zusammenhang als wichtige Korrektive für Werkinterpretationen in der kunsthistorischen Forschung anzusehen. In seinem Beitrag zu holländischen Stadtkirchen belegt Merlijn Hurx einerseits Prozesse der architektonischen Adaption durch Patronatsherren sowie andererseits Strategien der formalen Reduktion. Parzellierende Bauabschnitte und damit flexible Bautechnik steht hier als Resultat eines ebenso auf Flexibilität ausgelegten Bauprozesses. Sascha Köhl präsentiert in seinem Beitrag den städtischen Kirchenbau im spätmittelalterlichen Brabant. Die von ihm vorgetragene Deutung versteht die Kirchenbauten als gleichsam verstetigte Pendants zu den ephemeren Inszenierungen von Stadtprozessionen. Gesellschaftliche Differenzen wie politische Spannungen werden in beiden Fällen – architektonisch wie performativ – in einer übergreifenden Ordnung aufgelöst. Im Gegensatz zu anderen Beiträgen des Sammelbandes wird der Sakralbau hier explizit nicht als Zeugnis gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse, sondern als »Repräsentation einer idealen Gemeinschaft« (209) verstanden. Katja Schröcks Studie führt am prominenten Beispiel des Prager Veitsdoms verschiedene Aspekte des Bauens auf. Das Augenmerk ihrer Analyse liegt dabei auf den frühen Bauformen, welche unter dem oft zu Gunsten seines bekannteren Nachfolgers Peter Parler vernachlässigten Werkmeister Matthias von Arras entstanden sind. Der Beitrag Gerhard Weilandts kontextualisiert die Bildprogramme der Frauenkirche in Nürnberg zwischen Herrschaftspraxis und Reliquienkult zur Zeit Kaiser Karls IV. Das um 1360/61 entstandene Bildensemble operiert einerseits mit ungewöhnlicher ikonographischer Auswahl sowie andererseits mit einer ungewöhnlichen Platzierung von geläufigen Bildmotiven am Kirchenbau. Die Ausstattung mit Bildwerken erzielt so eine persönliche, politische und herrschaftslegitimierende Dimension. Der Aufsatz von Henrik Karge nimmt die baulichen Veränderungen des Memorialbaus von Santiago de Compostela in den Blickpunkt. Während die zu Beginn des 12. Jhs. errichtete romanische Kathedrale vor allem im konfliktreichen Wechselspiel zwischen Bischof und Bürgertum um die Herrschaft über die Stadt instrumentalisiert wurde, wird durch den Bau des westlichen *Pórtico de la Gloria* der Machtanspruch des Königs von León und Galicien in direkter Einflussnahme auf die sakrale Baugestalt deutlich. Dany Sandron stellt in seiner Arbeit die engen Verflechtungen des Pariser Kathedralbaus und der französischen Könige im 12. und 13. Jh. heraus. Dabei belegt er den Einfluss herrschaftlichen Selbstverständnisses auf den Bau der »*cathédrale royale*« (269). Auch Jean-Sébastien Sauvé liefert in seinem Beitrag eine Interpretation der Zusammenhänge von Herrschaft und Bauprojekt. Am Beispiel des Straßburger Münsters führt er aus, wie der Kaiser – obgleich ihm nicht die Funktion eines Donators zukam – aufgrund von städtischen Strategien der Versicherung von Privilegien und Souveränität am Bau des Münsters präsent gehalten wird. Maren Lüpnitz liefert in ihrer bauarchäologischen Untersuchung zum Kölner Dom eine detaillierte Beschreibung von Baubefunden. Davon abgeleitet interpretiert sie die generalunternehmerische Tätigkeit der Baumeister, die in weiten Teilen standardisiert und ohne Einfluss des Domkapitels arbeiteten, gerade als Hinweis auf die machtvolle Inszenierung des Domes nach modernem – französischem – Baustil. Franz Bischofs Studie stellt das Bauprojekt des Benediktinerklosters St. Ulrich und St. Afra zu Augsburg in den städtischen Kontext. Die spezifische Sozialstruktur des Stifterkreises, aber auch das Interesse an der Neupräsentation der bedeutenden Heiligengräber prägten dabei den Neubauprozess. Das Bauprojekt von St. Michael in Schwäbisch Hall steht im Zentrum des Beitrags von Helga Steiger. Das Bau- und Ausstattungsprojekt der Stadtpfarrkirche wird in seiner Abhängigkeit zum Wandel der politischen Verhältnisse in der Reichsstadt vorgestellt. Bemer-

kenswert sind dabei vor allem die Veränderungen durch die Reformation sowie der Einfluss von adeliger zu bürgerlicher Stiftertätigkeit. Andrea Sander liefert in ihrem Aufsatz eine Analyse der Marienkirche in Wurzen als »Bischofskirche« (325). Bemerkenswert für die anspruchsvollen Umbauten des Kollegiatstiftes ist die Einflussnahme durch die Meißener Bischöfe, die ehemals Wurzener Pröbste waren. David Wendland legt in seinem Beitrag eine Einführung in Rodrigo Gil de Hontañóns Handbuch zum spätgotischen Kirchenbau vor. Das als Kompilation zu verstehende Werk liefert vielfältige Einblicke in Planungs- und Entscheidungsprozesse des spätgotischen Kirchenbaus. Auch die abschließende Studie von Peter Bell widmet sich den weitreichenden kulturellen Erzeugnissen um den Bau. Am Beispiel der *fabrica* Babels spricht er über die gebaute Wirklichkeit in spätmittelalterlichen Bildern. Dieses Thema ermöglicht ihm, das am Eingang des Sammelbandes genannte Themenfeld der Transzendenz aufzugreifen.

Die hier kurz beschriebenen Einzelbeiträge des Sammelbandes überzeugen jeweils durch schlüssige Argumentationen und beachtenswerte Fragestellungen. In der Gesamtzusammenstellung ist es v. a. die Bandbreite an Beispielen, Untersuchungsgebieten und Themenfeldern, die den Sammelband in Zukunft sicher besonders wirksam werden lässt. Kritisch anzumerken bleibt an dieser Stelle lediglich die in weiten Teilen fehlende Verzahnung der Einzelbeiträge sowie das Fehlen eines die einleitenden Fragestellungen erneut aufgreifenden Ausblicks. In diesem Zusammenhang wären auch die Fragen nach der Transzendierung des sakralen Baus und des Bauens erneut und stärker aufzugreifen. Nicht in allen Beiträgen konnte diese Fragestellung einer Beachtung unterzogen werden. Da der vorliegende Sammelband jedoch eindrücklich unter Beweis stellt, dass die breit aufgestellte Analyse gerade von Entstehungsprozessen sakraler Bauten gewinnbringend ist, wäre für zukünftige Untersuchungen die Ausweitung des Fächerspektrums zu berücksichtigen. Gerade liturgiewissenschaftliche Quellen könnten mit den in ihnen zu findenden rituellen Praktiken Einblick in Formen der Transzendierung auch in im Entstehen begriffenen Bauten bieten. Denn wie in der Mehrzahl der vorliegenden Beiträge des Sammelbandes ersichtlich wird, finden Bau und Bauveränderungen der Sakralarchitektur und ihrer Ausstattung immer auch im Kontext des schon früh in Funktion gehaltenen Kirchenraumes statt. Die vorliegende Arbeit ist gerade aufgrund ihrer umfassenden Beispiele ein sehr gelungener und wichtiger Beitrag zu einem bislang zu wenig beachteten Themenfeld.

Jörg Widmaier

KURT ANDERMANN (HRSG.): Bürger – Kleriker – Juristen. Speyer um 1600 im Spiegel seiner Trachten. Ostfildern: Jan Thorbecke 2014. 114 S. m. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-0555-0. Geb. € 28,80.

Man könnte schnell dem Irrtum erliegen, dass dieses Buch nur einige frühneuzeitliche Kostümbilder publizieren möchte. Darum geht es sicher auch. Schließlich stehen im Zentrum des Werkes jene 16 farbigen Hochglanzabbildungen von Speyrer Trachten, die in der Karlsruher Handschrift GLA 65 Nr. 626 überliefert sind. Kurt Andermann möchte diese Aquarelle einer breiteren Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Aber der Titel verrät die eigentliche Ausgangsthese: Die Trachten geben einen Einblick in die Wirklichkeit der frühneuzeitlichen Stadt um 1600. Für die Darstellung dieser Speyrer Wirklichkeit konnte Andermann durchweg renommierte Autoren finden. Er selbst führt mit einem politik-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Schwerpunkt in das Speyer um 1600 ein

(9–19) und gibt einen Überblick über die ratsfähige Oberschicht (23–33). Gerhard Fouquet liefert Erkenntnisse zum Domklerus (35–47), Anette Baumann zu den Juristen des Reichskammergerichts (49–60). Erst der letzte Beitrag, Jan Ulrich Keupps Kommentar zu den Trachtenbildern, setzt sich dezidiert mit den Aquarellen auseinander und ordnet den Katalog der Karlsruher Handschrift in die Tradition des Trachtenbuches ein (61–75). Am Ende klärt Andermann Details zur Handschrift (77f.). Ein übersichtliches, auf die jeweiligen Kapitel abgestimmtes Quellen- und Literaturverzeichnis sowie der Abbildungs- und Autorennachweis runden das Werk ab.

Das Buch ist aus einem Guss. Damit gelingt dem Herausgeber etwas, woran so viele Anthologien, auch schon kleine wie die hier vorliegende, scheitern. So wird dem Leser Speyer gerade nicht nur im Spiegel seiner Trachten, sondern von den verschiedenen personellen Netzwerken her präsentiert, die das Trachtenbuch gliedern. Die Bürger, die Kleriker und die Juristen begründeten den Glanz Speyers – man denke an die Reichstage, das Reichskammergericht, den Kaiser- und Mariendom –, aber auch seine Probleme. Das Hauptproblem war, dass die Klerus- und Kammergerichtsnetzwerke eigene Rechtskreise entwickelt, Immunitäten ausgebildet und Steuerfreiheit erworben hatten. Die rechtliche und finanzielle Sonderstellung des Klerus verursachte den alten Konflikt der Speyrer Bürgerschaft mit der Domgeistlichkeit, die »eine Adels- und keine Volkskirche« (44) war und gerade aus dieser Distanz heraus gar nicht auf die Reformation in der bürgerlichen Stadt reagieren konnte. Eine vergleichbare Konfliktlinie gab es mit dem von 1527 bis 1689 in Speyer residierenden Reichskammergericht zwar nicht, aber die lutherische Bürgerschaft und der Rat litten an »mancherlei Einschränkungen und Zumutungen hinsichtlich ihrer Jurisdiktion und ihres Steuerrechts« (60) sowie an der katholischen Tendenz der Gerichtsangehörigen. Speyer war zwar eine »stolze Stadt« (19) und beherbergte »selbstbewusste Reichsstädter« (9), die Existenz dreier unterschiedlicher weitgehend geschlossener Gesellschaftskreise sowie der wirtschaftliche Niedergang insbesondere des bedeutenden Tuchhandels aber begannen, die Stadt schon vor den Katastrophen des 30-jährigen Kriegs zu zersetzen.

Spannend für die in dieser Hinsicht unbedarfte Leserin ist der Beitrag zu den Trachten selbst. Man erfährt, dass die Aquarelle »stark stilisiert, auf den engeren Gesichtskreis der Heimatstadt bezogen und mit wertkonservativer Grundtendenz [...] weniger Auspizien eines gesellschaftlichen Aufbruchs als stolzes Bekenntnis zu Vergangenheit und Gegenwart einer gottgewollten Ständeordnung« (75) waren. Das der Gattung eigene ständische Gliederungsprinzip wird in diesem Trachtenkatalog historisiert. Drei Viertel der Kostümbilder sind mit dem Hinweis *olim* versehen und zeigen Trachten vergangener Zeiten. Der »Versuch einer Selbstvergewisserung durch Rückbesinnung« (68) ist im Speyrer Umkreis im späten 16. und frühen 17. Jh. ein immer wiederkehrendes Muster: Es begegnet in den zu dieser Zeit entstandenen Dom- und Stadtlobliedern, in den Chroniken gleich welcher Konfession, in den – im Buch auch abgedruckten – Stadtansichten und schließlich in den Trachten. Die in ganz unterschiedlichen Medien ausgestaltete »Beschwörungsformel einer für Gegenwart und Zukunft gleichermaßen verheißungsvollen Vergangenheit« (70) könnte man als Reaktion auf die in den ersten Kapiteln ausgebreiteten Krisen- und Konfliktherde der Stadt lesen. Jedenfalls zeigen diese möglichen Querverbindungen zwischen den Beiträgen die Kohärenz des Buches und seine über eine bloße Darstellung hinausgehende Argumentationskraft. Wem das als Forschungsleistung nicht genügt, dem sei zum Schluss gesagt, was fast jeder Autor in seinem Beitrag anmerkt: Im Speyrer Stadtarchiv harren noch viele Quellen einer intensiveren Erforschung.

Daniela Blum

MATTHIAS MAYERHOFER: Seidenglanz für Hof und Altar: Der Paramentenschatz von Niedermünster in Regensburg 17. bis 20. Jahrhundert. Regensburg: Schnell und Steiner 2014. 240 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-7954-2950-8. Geb. € 39,90.

Mit der Säkularisierung im frühen 19. Jahrhundert sind mannigfache geistliche Institutionen untergegangen, oftmals auch deren künstlerischer Besitz. Es ist ein seltener Glücksfall, dass der reiche Paramentenbestand des ehemaligen kaiserlichen Reichsstiftes Niedermünster zu Regensburg – eines Damenstiftes, dessen Kirche heute als Dompfarrkirche genutzt wird – erhalten geblieben ist. Er hat nicht nur die Wirrnisse der Säkularisation überstanden, sondern auch das Vergessen, gar seine Ächtung im 20. Jahrhundert. Erst im Zuge einer im Jahre 2010 erfolgten Inventarisierung konnte dieser reiche Bestand entdeckt und inventarisiert werden.

Die nunmehr vorliegende Publikation erschließt den Bestand in drei großen Schritten. Nach einem Geleitwort des Dompfarrers Harald Scharf und einem Vorwort des Regensburger Diözesankonservators Hermann Reidel informiert ein I. Abschnitt *Historische Einleitung* (14–23) über die Geschichte des Reichsstiftes, kontextualisiert die Paramente durch Ausführungen zur Barockausstattung der Stiftskirche und informiert über die Lebensweise der Stiftsdamen im 18. Jahrhundert. Zudem werden die Säkularisation des Stiftes sowie die neue Nutzung der Stiftskirche durch die Dompfarrei in Augenschein genommen, da auch die Pfarrei den Paramentenbestand um für den Pfarrdienst nötige Anschaffungen vermehrte. – Ohne feste Gelübde lebten die mit dem bayerischen Adel verflochtenen Damen im eigenen Haushalt und mit Privateigentum. Während ihres Chordienstes waren dunkle Kleider vorgeschrieben, außerhalb des Chores jedoch nicht. Das bedeutet, dass durchaus modische und teure Stoffe für Privatkleider zur Verfügung standen, die gelegentlich zu Paramenten weiterverarbeitet wurden, wie etwa am Ornat Nr. 4 nachgewiesen werden kann.

Solche Überlegungen sind Teil des II. Abschnitts *Der Paramentenschatz* (26–57). Im *Überblick* (26) weist Vf. darauf hin, dass sich im Paramentenschatz von Niedermünster aus der Stiftszeit sechs vollständige Ornate, fünf Kaseln mit Zubehör aus gewebten Stoffen und vier virtuos bestickte Kaseln des 17.–18. Jahrhunderts erhalten haben. Die pfarrliche Nutzung der Stiftskirche brachte einen Zuwachs von zwei großen Ornaten mit Traghimmeln und Fahnen sowie über 20 Kaseln, vier Pluvialien sowie Andachtsstolen, Prozessionsfahnen und anderem. Es schließt sich ein Kapitel über *Archivalische Quellen* (27) an, gefolgt von Überlegungen zum bereits benannten Phänomen einer Zweitnutzung (*Von der Hofrobe zum Festornat*, 28f.). Es folgen Untersuchungen zu den *Schnittformen der Ornate für die Stiftskirche* (30–32), den Seidenmustern (33–40), gefolgt von *Überlegungen zum Regensburger Seidenhandel* (41). Weitere Überlegungen gelten den gestickten Paramenten (43–45) sowie den Paramenten aus der Zeit der Nutzung der Stiftskirche durch die Dompfarrei (46–57).

In einem III. Abschnitt schließt sich der Katalog des Paramentenbestandes an (58–205), der hier nicht in der Fülle seiner Details geschildert werden kann. Die gewebten Paramente des 18. Jahrhunderts, die des 19. und 20. Jahrhunderts sowie die gestickten Paramente des 17. bis 20. Jahrhunderts werden gesondert behandelt, wobei eigens die Posamenterie ausgeführt wird. Es sei nur festgehalten, dass die exzellente Bebilderung die Publikation zu einem ästhetischen Vergnügen werden lässt. Ein *Anhang* (206–239) stellt die nötigen Hilfsmittel zur Verfügung: eine Edition der Inventare des 18. Jahrhunderts, ein Glossar, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Summary, Register und Abkürzungsverzeichnis.

Das Werk ist umsichtig erstellt, mit Quellenmaterial, Stoffanalysen und kunsthistorischer Einordnung, stets unter Hinweis auf die liturgische Nutzung: Kurz, man wünscht sich mehrere solcher Darstellungen, etwa für den bedeutendsten Gesamtbestand an barocken Paramenten in Deutschland am Fuldaer Dom. Es bleibt zu hoffen, dass das Werk zur Ent-Ideologisierung der heutigen Nutzung historischer Messgewänder beiträgt und für diese fragilen Kulturdenkmäler, die wie keine andere Kunstsparte durch Missachtung, unsachgemäße Restaurierungen und falsche Lagerungen gefährdet ist, sensibilisiert.

*Andreas Odenthal*

BERND KONRAD: Die Glasmalereien des 19. und 20 Jahrhunderts im Konstanzer Münster. Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink 2012. 120 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-89870-778-7. Kart. € 12,50.

Das 2003 bis 2012 von der Konstanzer Münsterbauhütte durchgeführte, vom Autor begleitete Restaurierungsprojekt ermöglichte die Publikation des informativen Katalogs der im Münster versammelten Glasmalereien verschiedener Werkstätten des 19. und 20. Jahrhunderts. Dabei zeigt sich die ganze künstlerische und handwerkliche Palette einer historisch bemerkenswerten Epoche sowie deren ikonografischer Reichtum, der eng mit Geschichte und Religiosität der Stifterfamilien verbunden ist.

Das kompakte Format in Anlehnung an die »Meisterwerke der Glasmalerei« (CVMA) eignet sich (zwar unter Verzicht auf einen Anmerkungsapparat) auch als mobiles Nachschlagewerk für den Lokalausgensein. Die Umschlagklappen beinhalten den Grundriss mit dem Lageplan der Fenster, das Inhaltsverzeichnis sowie die Bezeichnung der Fensterfelder; Kurzbiografien der Künstler ergänzen den übersichtlichen Band. Während der Autor in den einleitenden Kapiteln über Geschichte und Erhaltung der Fenster im Münster informiert und einmal mehr auf den aus heutiger Sicht unbedachten Umgang mit historischen Farbverglasungen im 19. Jahrhundert deutlich macht, führt der Konstanzer Historiker Harald Derschka den Leser in die Thematik des Kulturkampfes ein.

Im Rahmen der 1858 begonnenen Neugestaltung unter Architekt Heinrich Hübsch ergingen die Aufträge mangels lokaler Glasmalereiwerkstätten an bekannte Ateliers in München, Freiburg, Innsbruck, Frankfurt etc., während sich die Stifter, Privatleute aus der höheren Konstanzer Gesellschaft, aus Mitgliedern des Münsterbauvereines rekrutierten. Der Berner Glasmaler Ludwig Stantz (1801–1871), der in Konstanz ein Atelier besaß, kehrte 1848 in seine Heimatstadt zurück (Anm. der Verf.). Das von Experten monierte heterogene Erscheinungsbild der Glasmalereien war wohl den sieben beteiligten Werkstätten geschuldet – eine Idee August von Essenweins. Zum einen bildete der Historismus die stilistische Klammer, zum anderen wurde der inhaltlich rote Faden vom katholischen Konservatismus genährt, wobei die 800. Wiederkehr der Heiligensprechung von Bischof Konrad 1876 der Stiftung und Erneuerung wichtige Impulse verlieh. In den Jahrzehnten nach 1900 wurden die neugotischen Fenster – wie fast überall – nicht mehr als Kunstwerke wahrgenommen, in Konstanz immerhin nach dem Zweiten Weltkrieg mit Schutzgläsern versehen. In den 70er-Jahren erfolgten erste Restaurierungsarbeiten – zu einer Zeit, als die Forschung die aus dem 19. Jahrhundert verbliebenen Glasmalereien zu würdigen begann.

Der Autor akzentuiert mit viel Sachkenntnis jeweils wichtige Details in Bezug auf die Stifter, die Entstehungsgeschichte oder die Ikonografie. So ist die Stiftung der drei Rosenkranzfenster im *Mariae End-Chor* (Tiroler Glasmalereianstalt, 1887) als

eine Geste der Wiedergutmachung für den Verkauf des Kirchenschatzes unter Kaiser Franz II. zu sehen, den dieser zur Tilgung von Kriegskosten beansprucht hatte. Regionale Verknüpfungen quer über den Bodensee werden in der Stiftung für die Gebhardkapelle evident (Alexander Linnemann/Joachim Lettow, 1886) und in der Christophoruskapelle (Joseph Osterrath, 1880) stehen die Verdienste der Benediktinermönche im Alemannischen Land im Vordergrund. Das Thema Kulturkampf wird in der Josephskapelle im Fenster von Franz Xaver Zettler (1883) mit dem Bildnis von Papst Leo XIII. angesprochen. Soviel in aller Kürze zur Vielfalt an ikonografischen Themen und deren ausführende Ateliers – eine Zusammenfassung aller behandelten Glasmalereien hat der Autor in seinem Aufsatz über die »Glasmalerei nach 1850« (Bernd Konrad, Glasmalerei nach 1850, in: Ulrike Laule [Hrsg.], Das Konstanzer Münster Unserer Lieben Frau. 1000 Jahre Kathedrale – 200 Jahre Pfarrkirche, Regensburg 2013, 228–233) selbst verfasst.

Der Kunsthistoriker Bernd Konrad gilt als profunder Kenner des Konstanzer Münsters. Zahlreiche Aufsätze quer durch die Jahrhunderte in der 2013 erschienenen Publikation zum 1000-jährigen Jubiläum entstammen seiner Feder.

*Eva Scheiwiller-Lorber*